Aus Rußlands Steppen.

Von

Ernst Schrill.

ESTICA
A-10459

Jenny Tilar
1892.

Aus Rußlands Steppen.

Christliche Erzählungen

von

Ernst Schrill.

419.

Leipzig 1891.

Verlag von Georg Böhme Nachf.

E. Ungleich.

Inhalt.

	Seite
Wo? Wie? Warum?	1
In der Orru	22
Dieselbe Braut	56
Der Lumpensammler	94
Biblische Geschichten für einfache Leute	122
Der bekehrte Bojar	136
Von der Ostsee zum Dnjepr	146
Das Gleichnis vom Säemann	171
Der Weihnachtsritt in der Steppe	198



Wo? Wie? Warum?

Kennt ihr das Kinderspiel: „Wo? wie? warum?“ Das ist so: einer aus der Gesellschaft, geht hinaus und die andern wählen in seiner Abwesenheit irgend ein Wort, das mehrere Bedeutungen hat, wie Schloß, Bauer, Sproß oder dergl. Dann kommt der erste zurück und fragt jeden: „Wo liebst du es?“ Dann geht er die Reihe durch mit der Frage: „Wie liebst du es?“ Und endlich bei den Antworten auf die letzte Frage: „Warum liebst du es?“ muß er herausfinden, welches Wort es gewesen.

Wo? Wie? Warum? Die Kinderspiele und Kinderfreuden sind vorüber, aber die Fragen sind geblieben! Nur sind die Worte schwerer zu raten als damals und ob man sie findet oder nicht, das Herz hat dran zu tragen oft und viel. Um die Lösung ringt man oft mit Thränen und Schmerzen und wird doch des Fragens nicht müde. Gab's doch einen solchen Frager*), der da meinte, er wolle gar

*) Lessing.

nicht die endliche Lösung haben, sondern nur forschen und fragen in Ewigkeit. Das klingt doch trostlos, nicht wahr? Wo? Wie? Warum?

Am Südufer der Krim, diesem reizenden Balkon, den sich Rußland mit offenen Fenstern nach dem goldenen Horn und dem heiligen Grab hin geschaffen hat, — weiß ich manch lauschiges, liebliches Plätzchen, wo ich froh geweilt. Von der schönen Chaussee, die sich kunstvoll um die Vorsprünge der Jaila*) windet und auf Brückenbogen über manche jähe Schlucht schwingt, muß man abwärts dem Meere zu. Dort liegen diese Plätzchen in prachtvollen Gärten, zwischen Cypressen und Magnolien mit dem labenden Ausblick aufs dunkelblaue Meer.

Da saß ich einst am Sonntagabend mit guten Freunden beim Glase Krimmerwein und plauderte über dies und das. Hinter uns stimmte das plätschernde Bergbächlein sein Gemurmel zum melancholischen Rauschen der alten Eichen und taurischen Fichten, — vor uns auf der schönen Terrasse zwischen Cypressen und Lärchenbäumen sprudelte ein Springbrunnen aus buntem Teppichbeet, und weiter hin, tief unten, stürzten langsam die grollenden Grundwellen des Schwarzen Meeres auf die felsige Küste.

Laue Luft lag rings im Sonnenschein des schönen Septembertages und nur in unserem Versteck, wo lange schon Schatten schlief, war es kühler. Hoch oben schwebte ein Adler um die schroffen Zacken des Ai Petri**).

Uns war es, wenn man einen Augenblick schwieg, so feierlich zu Mute, als wären wir in der Kirche und wahrscheinlich

*) Name des krimschen Gebirgszuges. **) Die höchste Spitze bei Jalta.

kam es daher, daß das Gespräch ernster und ernster wurde, jemehr die Sonne sank. Von den Randverzierungen des täglichen Lebens weg kamen wir tiefer und tiefer hinein in den Mittelpunkt der Fragen: Wo? Wie? Warum?

Unser jüngster Kamerad, der als Volontär bei einem Landwirt der Südküste sich aufhielt, gleicherweise der Landwirtschaft wie seiner angegriffenen Lungen halber, hatte eben ernst gesagt:

„Ja, es ist für mich Zeit, daß ich meine Sturm- und Drangperiode abschließe und feste Schritte auf mein Ziel hin mache."

„Und was ist Ihr Ziel, Herr Wandeling?" fragte der alte Dobel, ein verabschiedeter höherer Beamter, der — ein alter Junggesell — hier seine ansehnliche Pension in Gemütlichkeit verzehrte.

„Mein Ziel? Das läßt sich in einigen Worten nicht sagen."

„Nun, dann nehmen Sie mehr Worte!" riet ich. „Aber sagen müssen Sie es doch. Erst wenn man dergleichen recht ausgesprochen, weiß man selbst, wo? wie? warum? man's liebt."

„Bitte um Nachsicht und Verbesserung," sagte Wandeling errötend. „Mir scheint mein Ziel etwa das zu sein, daß ich mir eine bestimmte ordentliche Stellung im Leben erreiche, von wo aus ich sowohl genießen kann, was mir das Leben bietet, als auch anderen nützlich sein kann, wie ein Fruchtbaum, der seine Frucht anderen zur Nahrung bietet, während er selbst in der Hervorbringung der Frucht seine Vollkommenheit, sein Ziel erreicht hat. Nicht im Blick auf mich, sondern im Zusammenhang mit anderen, gewissermaßen für andere erstrebe ich mein Ziel. Im großen Ge-

triebe der Welt hat jeder seine Stellung; nur, wenn er die erreicht und ausfüllt, wird sein Friede voll. Im Verhalten gegen andere, im Stützen, im Leben für andere — da liegt mein Ziel, so daß es, ebenso wie mein Leben, nur wird verstanden werden im Zusammenhang mit anderer Leben. Allein soll's nicht sein! Das Blatt ist allein nichts, am Baume hat's seine Bedeutung. — Verzeihen Sie meine Herren, ich kann's nicht klar sagen, wie es doch so klar vor meiner Seele steht."

„Es sind Gedanken drin," meinte der alte Dobel, „aber vielleicht thue ich unrecht, wenn ich sage: Sie denken zu niedrig von Ihrem Ziel. Mir schien's so, als wollten Sie nur ein kleines Maschinenteilchen sein in der großen Weltmaschine, welches, wenn es seine Schuldigkeit gethan hat, abgenutzt ist und fortgeworfen, durch einen andern ersetzt wird."

„Ja, ungefähr so meinte ich es auch," antwortete Wandeling betroffen. „Wieso ist das falsch?"

„Es klingt zu unpersönlich, als wären Sie kein selbstständig denkender, unsterblicher Geist, der auch für die Ewigkeit etwas werden will. Sie scheinen nur für andere da sein zu wollen. Wenn jetzt alle kein anderes Ziel haben als Sie, was bedeutet das alles? Jeder nur für die andern und nichts für sich," sagte ich.

„Nun, streben Sie solchem Ziele zu, — wie fangen Sie das an?" drängte Dobel. „Erzählen Sie uns mal einfach Ihr zukünftiges Leben, wie Sie sich das denken."

„Also, ich will etwas lernen, ein Examen machen und mich bemühen, eine einträgliche Stellung zu bekommen, wo ich heiraten kann. Dann lebe ich doch zum großen Teil für Frau und Kinder und kann meine Stellung auch zum Heil meiner übrigen Nächsten benutzen...."

„Halt. Was ist das Heil der Nächsten? Nicht wahr, daß Sie ihnen helfen, daß jene auch ihr Ziel erreichen?“ rief ich dazwischen.

„Ja. Mein Leben hat dann soviel Wert, als es anderen Leuten nützt.“

„Aber, womit werden Sie sich trösten, wenn Ihnen Stellung, Familie, aller Boden unter den Füßen zergeht und Sie, nachdem Sie längst in Ihrem Sinn das Ziel erreicht hatten, plötzlich zurückgeschleudert, sich ebenso fern vom Ziel sehen wie jetzt, ohne daß Sie die Kraft, Jugend und Zeit haben, noch einmal zum Ziele hindurchzudringen?“ fragte Dobel.

„Dann, — sehen Sie jene abgestorbene Eiche? Dann gleiche ich ihr und bin nichts mehr nütze!“

„Aber Trost, Glück, Frieden haben Sie dann nicht! Und weil Sie keine fühllose Eiche sind, werden Sie dann ein zielloses trauriges Leben haben. Denn vielleicht fragen Sie sich: war mein Ziel auch das rechte? Und dann könnten Sie sich die bittersten Vorwürfe machen um ein zielloses Dasein. Wie unglücklich sind Sie dann selbst und wie unglücklich machen Sie dann alle, die mit Ihnen in Berührung kommen.“

„Halt, halt!“ rief Wandeling lebhaft. „Ich drückte mich falsch aus, als ich von jener Eiche sagte, sie sei unnütz. Sehen Sie noch einmal hin, meine Herren. Sie treibt kein Zweiglein mehr noch Blatt, aber unnütz, ziellos ist auch dieses ihr Dasein nicht. Sehen Sie, wie Sie mit den alten zähen Wurzeln, die tief im Grunde halten, einen großen Klumpen der lockeren Schiefererde umarmt und ihn zwingt da zu bleiben, den fressenden auswaschenden Regenrinnsalen zum Trotz. Hielte sie dieses Stück Erde nicht,

so stände dort weiter jene schöne Cypresse auch nicht mehr und selbst jener Steinzaun des Weinberges verlöre seinen Halt und stürzte hinab. Also habe ich doch recht, wenn ich sage, es bleibt mein Ziel: alles für andere! Und wenn ich selbst nichts mehr vom Leben habe und kein Sonnenstrahl von Glück mehr mein ist, — anderen diene ich dann doch. Ich bin dann der Schatten für ihr Licht, der Bettler für die Almosen ihres Reichtums, der Kranke für ihre Spitäler, der Gegenstand für ihre Liebe oder ihres Mitleids!"

„Na, ich danke für Obst!" lachte der alte Junggesell laut auf. „Das soll mein Ziel sein? Das ist ein trostloses Leben, wenn ich mich damit zufrieden geben soll, immer nur etwas für andere zu sein und wenn's auch eine Last wäre. So traurig und schwarz schwebte mir mein Ziel nicht vor, als ich noch ein junger Mann in Ihren Jahren war; freilich habe ich's daher auch manchmal ändern müssen und habe mit meinem Ziele selbst eine Entwickelung durchmachen müssen, bis es mir reif und rein wurde und bis ich's erreicht."

„Sie haben's erreicht?" fragte der junge Mann überrascht, während ich bemerkte:

„Darüber wollen wir später streiten. Ich glaub's nämlich dem alten Herrn auch nicht. Sie aber, Herr Wandeling, haben vergessen, daß es noch eine Ewigkeit giebt. Was bedeutet Ihr Ziel für einen Menschen, der an ein Leben nach dem Tode glaubt?"

„Oho! Ich meinte doch sehr christlich gedacht zu haben, wenn ich mir die Sache so selbstlos als möglich einrichtete und mich selbst aufopferte, ähnlich wie Christus,

nur für andere, wie geschrieben steht: Die Liebe sucht nicht das Ihre!"

„Ueber der Nächstenliebe auf Erden sich selbst verlieren für die Ewigkeit? Nein, das kann Gottes Wille nicht sein. Unsere Entwickelung muß ihre Bedeutung für uns selbst so gut haben, wie für andere. Eher klingt's bei Ihnen nach Buddha oder anderen Pantheisten, die ihre eigene Persönlichkeit aufgeben wollen um des Ganzen willen, als nach dem Christus, der den Wert einer einzigen Menschenseele dem der ganzen Welt gleichstellt, wenn er sagt: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele. Ihrer eigenen Seele Leben und Los haben Sie außer acht gelassen und das kann nicht unser gottgewolltes Ziel sein, weil es genau genommen gar kein Ziel ist. Jeder soll nun anderen helfen und etwas für andere bedeuten und gar keinen Wert für sich allein haben. Nein, da ist ein Funke der Wahrheit drin, aber diese eine Seite ist auf die Spitze getrieben und darum falsch geworden. Damit kann und darf Ihr Herz sich nicht zufrieden geben. Machen Sie es, wie Herr Dobel, der sein Ziel auch gewechselt hat im Leben, und geben Sie Ihre — verzeihen Sie — Schwärmerei auf!" sagte ich.

„Nun, wir wollen hören, was denn Ihr Ziel ist, Herr wirklicher Staatsrat! Vielleicht, aber nur vielleicht ist's besser als meins. Prüfet alles und das Beste behaltet," gab der Jüngling zurück, indem er sich mit einem leisen Anflug von Gekränktsein zu seinem älteren Nachbar wandte.

„Lassen Sie den Staatsrat weg!" lachte dieser, indem er sich eine frische Cigarre aus dem Kästchen nahm. „Jetzt

aber wappnen Sie sich mit Geduld, wenn ich Ihnen mein Leben erzähle. Denn ohne Erzählung ist die Sache zu kalt. Was ich in meinen fünfundsechzig Jahren erlebt habe, will ich zusammendrängen in die Brennzeit dieser Havannah. Wenn die blauen Ringe steigen und in der Luft zerfließen, sollen meine Errinnerungen aus dem Schrein des Gedächtnisses los werden und hervorkommen vor Ihre Kritik. Nur eins bitte ich, verlangen Sie nicht, daß ich Sie dabei ansehe. Wenn jemand von sich selbst spricht, sollte er keinem andern dabei ins Auge sehen: sonst wird er sich genieren ob seiner dummen Streiche, oder in geheuchelter Demut sich Unrecht thun, auch wo er einen Orden verdient hätte."

„Sie rauchen nicht soviel wie wir, da verproviantieren Sie sich auf die Dauer dieses Feldzuges mit Birnen und Trauben!" scherzte Wandeling und schob mir das zierlich mit Weinlaub ausgelegte Drahtkörbchen näher.

Ich folgte lächelnd der Weisung und der Staatsrat begann:

„An der Ostsee bin ich geboren, da wo am Strande der esthländischen Küste der finnische Meerbusen grollend gegen seinen Rahmen brandet. Meine Eltern waren Esthen, einfache schlichte Fischerbauern. Ich habe von ihnen nur das unbewußte Erbe meiner natürlichen Anlagen und den Namen bekommen, denn ehe ich Vater- oder Mutterseegen kannte, starb der Vater und die Mutter war gezwungen, als Magd ihr Brot zu verdienen, wo der kleine Schreihals ihr nur im Wege war. So kam ich zu einem Halbdeutschen ins Haus, der — ein wohlhabender kinderloser Arrendator — mich wie sein eigenes Kind aufzog. Mag

mag man über die Kaddakasakfad*) in den baltischen Landen spotten so viel man will — ich habe eitel Liebe und Segen von ihnen erfahren und darum, wenn ich über sie urteilen höre, mache ich's gewöhnlich so, wie bei anderen Gelegenheiten, wo ich entgegengesetzter Meinung bin, daß ich nämlich sage: ‚Sie haben ganz recht, nur bin ich die Ausnahme von der Regel.'

Dann kam ich mit zwölf Jahren nach Weißenstein in die Kreisschule und mit sechzehn nach Reval ins Gymnasium. Was soll ich Ihnen über diese ganze Zeit sagen? Der Baron, der Sonntags in lackierter Kalesche mit drei Fuchshengsten an unserem schlichten Gefährt vorüber gebraust war, — das war damals mein Ziel. Solch ein Herr wollte ich werden und wenn es mir in dem Gymnasium zuweilen meines eckigen Wesens halber schlecht ging und mich dieser und jener von meinen Kameraden verspottete, biß ich die Zähne zusammen und vor meinem Geistesauge tauchte die Kalesche mit den drei Fuchshengsten auf und es hieß in mir: ‚Solch ein Baron wirst du doch!' Nur eine Schwachheit hatte ich — vielleicht haben Sie das schon an mir bemerkt — nämlich eine Redensart, die sich mir aus trüber Erfahrung aufgedrängt hat zu sagen: ‚Augen sind mein Tod!' Schöne Augen übten auf mich einen ungeheuren Einfluß aus. Da war ein Kamerad von mir, — ein Adliger, — ein netter Junge mit prachtvollen dunklen Augen, der hatte es mir angethan. Ich war geradezu in ihn vernarrt und wo ich konnte, lieh ich ihm meine schriftlichen Arbeiten zur Hülfe bei seinen Ausarbeitungen.

*) Wachholderdeutsche, Halbdeutsche, ein in den Ostseeprovinzen stehender Ausdruck.

Wenn ich ihm einen Wunsch erfüllen konnte, that ich's und wenn es mir mein schmales Taschengeld kostete oder auch Tadel von den Lehrern oder eine Prügelei mit den Kameraden eintrug. Von seiner Seite geschah eigentlich nichts, um diese Neigung zu stärken, er war ein eigensinniger, verzogener Junge, der selbstsüchtig und hart gegen jedermann sich betrug. Es konnte ihn niemand leiden, als ich. Da könnte ich Ihnen hundert Stücklein erzählen, aber es lohnt nicht, da das nicht zum Ziel gehört. Wir machten zusammen das Abiturientenexamen und ich lieh ihm beim Abschied das wenige bare Geld, das ich durch Privatstunden verdient hatte. Wiedergesehen habe ich's natürlich nie mehr. Wie ich in den Ferien heimkam, war ich nicht wenig verblüfft, als mir mein Pflegevater erklärte, er hätte keine Mittel, um mich studieren zu lassen; wenn ich mir selbst wollte meinen Unterhalt schaffen, möge ich nach Dorpat ziehen. Im andern Falle soll ich daheim bleiben und mich der ziemlich bergabgehenden Wirtschaft annehmen. Nach schwerem Kampf wählte ich das erstere. So kam ich arm, entsetzlich arm in Dorpat an. Diese Reise vergesse ich niemals! Meine Pflegemutter hatte mir aus gelbem Wachstuch eine Art Reisetasche genäht, worin ich mein bißchen Kleidwesen mithatte. Leider hatte diese Tasche eine total mißratene Gestalt bekommen und sah allem andern eher ähnlich als einem Felleisen: es war so ein Mittelding zwischen einer Schildkröte und einer Riesenlaus. Meine Kameraden hatten ihren Spaß damit, wenn sie es sahen. Mit dieser Tasche auf der Schulter pilgerte ich zu Fuß zur nächsten Poststation. Da braust ein elegantes Gefährt an mir vorüber. Drin sitzt mein Kamerad mit den schönen Augen und einer bildhübschen jungen Dame. Man sieht aus dem

Wagen und wie er eben an mir vorüberſauſt und ich meinen Freund vertraulich grüßen will, ſprüht ein Zornesblick aus den ſchönen Augen und er ſieht, hohe Röte im Geſicht, auf die Seite. Ich ſagte Ihnen ſchon: Augen ſind mein Tod! In Dorpat, wo ich Rechtswiſſenſchaft ſtudierte, habe ich Not genug durchgemacht und doch manch köſtliches Stündlein genoſſen, wo Jugendthorheit und Jugendſchwung mich über alle Schranken hob. Dann war ich Hauslehrer in einem adeligen Haus in meinen letzten Semeſtern und obſchon ich ernſtlich arbeitete und mein Baronsziel immer noch erreichen wollte, verliebte ich mich in eine ſchlichte Handwerkerstochter, die wunderbare Augen hatte. Was iſt damit zu machen, wenn man ſolch ein Thor iſt! Heimlich verlobten wir uns und wie ich Examen gemacht hatte und um eine anſtändige Stelle kämpfte, bekommt ſie die Schwindſucht und die ſchönen Augen ſchloſſen ſich für mich und für immer! Augen ſind mein Tod!

Jetzt kam ich, — verzweifelnd am Leben, verzweifelnd an Glauben und Gott, — nach Petersburg, wo ich eine erbärmliche Stellung als zweiter Sekretär in einem Gericht bekam. Wie eine Maſchine arbeitete ich und hatte eigentlich kein Ziel. Das war die troſtloſeſte Zeit in meinem Leben. Weshalb ich eigentlich ſo fleißig und pünktlich meine Pflicht that, ich weiß es ſelbſt nicht. Halb aus Langeweile fing ich da an Sonntag vormittags in die Kirche zu gehen und der Prediger zog mich an. Es gefiel Gott, mich damals zu ſuchen und ich machte die wunderbare Entdeckung, daß ich ein elender Sünder ſei und Buße thun müſſe, wenn ich wollte ſelig werden. Wiſſen Sie, es war die Zeit, da nach dem Rationalismus wieder lebendiges, friſches Chriſtentum von den Kanzeln in die Gemeinde

drang. Wer der Prediger war? Wozu soll ich Namen nennen? Kurz, ich wurde Christ und bekam wieder Interesse am Leben. Allerlei wirkte wunderbar mit und ich fing an im Dienst zu steigen. Zehn Jahre, seit ich Dorpat verlassen, waren vorüber und ich hatte schon einen hübschen Rang und ein kleines Sümmchen von Ersparnissen in der Bank. Was hatte ich für ein Ziel? Ich wollte meine Pflicht thun, etwas werden und ersparen und anderen Leuten nützen. Da schlug's wieder einmal besonders ein und ich bekam für einen Prozeß, den ich gewonnen, eine stattliche Summe. Ich nahm Urlaub und fuhr in die Ostseeprovinzen.

Meine Pflegemutter war, ebenso wie meine rechte Mutter, lange tot und mein Pflegevater hatte sich mit seinen Ersparnissen zu einem verheirateten Bruder zurückgezogen. Da war ich nirgends nötig und paßte nirgends mehr hinein. Desto lieber besuchte ich das Pastorat, das nahe am Meer schön gelegen, und außerdem, was die Bewohner betraf, mich mächtig anzog. Da war der Sohn des Pastors, ein junger Doktor, auf Ferien zu Hause und wir badeten, jagten, ritten und musizierten zusammen, daß es eine Lust war. Er hatte wieder so schöne tiefe, dunkle Augen und ich sagte Ihnen ja schon: Augen sind mein Tod!

Seine Schwester Anna war etwa vier Jahr jünger als er, also fast zehn Jahr jünger als ich und hatte dieselben schönen, dunklen Augen. Doch dachte ich noch kaum an sie, als etwas Besonderes passierte. Ich muß noch vorausschicken, daß sie den Bruder schwärmerisch liebte und das ganze Haus den jungen Mann als die Krone der Familie ansah. Bei einer Bootpartie schlug die

kleine Schaluppe durch seine Unvorsichtigkeit um und ich rettete ihn mit eigener Lebensgefahr. Wie ich nach ein paar Stunden umgekleidet herunter kam, stürzte Anna mir entgegen, Thränen in den schändlich schönen Augen und faßt meine Hände um mir für die Rettung ihres Bruders zu danken. Sie kann vor Bewegung kaum sprechen, ich auch nicht und in fünfzehn Minuten war ich Bräutigam. Glücklich war ich und doch, wie ich am ersten Morgen darnach erwachte, hatte ich ein so merkwürdiges Gefühl, als hätte ich mich selbst verloren und mich furchtbar übereilt. Das verflog aber wieder vor ihren Augen und als ich nach Petersburg zurückfuhr, hatte ich ein Ziel! O, wie arbeitete und sparte ich jetzt, wie glücklich machten mich ihre lieben Briefe und wie sehnte ich mich nach dem Augenblick, wo diese Augen über meinem Leben leuchten sollten! Die Eltern schoben die Hochzeit hinaus — Vorwände finden sich immer, — und ich wartete voll Ungeduld. Ueber ein Jahr hatte die Korrespondenz gedauert, da schöpfte ich Argwohn: in ihre Briefe schlich sich allmählich ein anderer Ton ein und ich fand, das Kind denkt zu viel nach beim Schreiben und fühlt zu wenig. Posttage, die sonst regelmäßig so ein kleines liebes Briefchen gebracht, blieben aus und schreckliche Zweifel quälten mich. Endlich konnte ich es nicht länger aushalten und fuhr unerwartet hin. Sie sah mich aus dem Fenster, wie ich aus dem Postwagen stieg, schrie auf und — eilte in ihr Zimmer. Man nahm mich freundlich, aber mit mehr Höflichkeit auf, als mir lieb war und nur eins fehlte, — ich bekam sie nicht zu sehen. Es gab eine lange Auseinandersetzung mit Seiner Hochwohlehrwürden und ich erfuhr, daß Anna unglücklich sei, weil sie eingesehen, sie hätte damals übereilt gehandelt

in großer Bewegung über des Bruders Rettung und so weiter! Streu Sand darauf! Habe ich es Ihnen nicht gesagt: Augen sind mein Tod!

Von da ab wende ich mich ab, oder schließe die Augen, wenn ich solche schöne Sternlein in einem Menschenantlitz sehe und meine Lippen flüstern, wie als Mahnung für mich selbst: Augen sind mein Tod! Hiob hat's auch schon gesagt im ersten Vers des 31. Kapitels."

Es entstand eine kleine Pause, während Dobel, ohne uns anzusehen, sein Glas austrank und wieder frisch eingoß.

Merkwürdigerweise schwiegen wir andern, ohne dem Erzähler durch eine Zwischenrede einige Erholung zu gönnen. Nach einigen Minuten nahm er wieder das Wort.

„Damit ist die Geschichte meiner Thorheiten, die andere immer am meisten interessiert, eigentlich abgeschlossen. Ich gab es auf, mir ein häusliches Glück zu suchen, da es offenbar nur mit einer Blinden gegangen wäre, und lebte nur für meine Pflicht. Ich stieg im Rang, ich gewann Ansehen bei allerlei Volk unter dem Himmel und meine Ersparnisse wuchsen langsam aber sicher. Da ist Jahr um Jahr im gleichen Geleise des Dienstes und der Arbeit dahingegangen und ich habe erst das Ziel ahnen und dann finden gelernt. Mein Ziel ist Ruhe! Das heißt, für mich selbst bedeutet das, daß ich innerlich und äußerlich Frieden habe, ruhig leben kann und von den tausenderlei Hemmnissen und Widerwärtigkeiten des unruhigen Lebens so wenig als möglich berührt und aufgeregt werde. Dazu führe ich ein normales, stetiges Leben, scheue jedes Uebermaß von Arbeit oder Erholung und erhalte mich frisch und befinde mich wohl dabei. Da ich nun dieses hohe

Gut äußerer und innerer Ruhe für mich errungen habe, sodaß ich eigentlich gar keinen Wunsch habe, gar kein Sehnen im Betreff meiner selbst, — so möchte ich, soviel in meinen Kräften steht, solche Ruhe auch anderen mitteilen und das ist meine Lebensarbeit seither gewesen. Ich bemühe mich Unrecht und Ungesetzlichkeit zu bekämpfen und der Not und dem Elend soviel Raum abzugewinnen, als irgend möglich ist. Und möglich ist's mir bei meinem Einfluß, meinen Geldmitteln und meiner Erfahrung soweit, als solche Arbeit meine eigene Ruhe nicht stört. Z. B. nehmen Sie an, ich hätte an Zinsen und Pension zusammen zehntausend Rubel jährlich zu verzehren, so brauche ich für meine Person zu behagligem, anständigem Leben den dritten Teil und das Uebrige verwende ich auf Ruheschaffen dem Ruhelosen! Arme, alte Beamte meiner Bekanntschaft, die mit Hungerpension aus dem Dienst gekommen sind, Witwen, die ihre Kinder erziehen müssen und ähnliche Zwecke sind es, für die ich zwei Drittel ausgebe. Und ich fahre gut dabei. Mir schadet kein Feuerschaden, denn ich habe kein Haus, mir wird niemand meiner Lieben krank, denn ich habe keine solchen, ich habe mich um niemand zu ängstigen, ich beneide niemand, ich hänge von keines Menschen süßer oder saurer Miene mehr ab und habe das Bewußtsein, vielen Bedrängten geholfen zu haben! Das schafft Ruhe und darum tausche ich an meinem Lebensabend mit keinem Fürsten oder Krösus! Und wenn ich meine Auffassung höher hinausheben will für alle Menschen und die ganze Weltentwickelung, so könnte ich sagen: Gott ist Ruhe, daher soll die Welt dahin streben, zu solcher Ruhe zu kommen, und Christus ist gekommen uns alle zu lehren, wie wir Friedestifter, Ruhebringer würden und wenn alle

Menschen das begriffen und mit Hand anlegen wollten, so hätten wir das goldene Zeitalter und hätten rings auf dem Erdenrund heilige Ruhe und ewigen Frieden. Diesem Ziele strebe ich zu!"

„Das war prachtvoll!" rief der junge Wandeling entzückt, „das ist ein Ziel, wofür man sich begeistern kann."

„Und was meinen Sie?" wandte sich der Staatsrat lächelnd an mich, als ich schweigend weit hinaus ins Meer sah, wo die violetten und orangefarbigen Lichter zeigten, daß die Sonne eben gesunken sei.

„Vielleicht täusche ich mich. Aber mir scheint, Sie haben gewaltig am rechten Ziele vorbeigeschossen!" antwortete ich.

„Das wäre! Wissen Sie, was das für mich bedeuten würde, wenn Sie recht hätten?" rief der alte Herr mit einem Anflug von Erregtheit.

„Gerade, weil ich annehme, das hinter der oft scherzhaften Form Ihrer Erzählung echter Ernst verborgen liegt und Sie selbst überzeugt sind von der Richtigkeit Ihres Zieles, halte ich es für meine Pflicht zu widersprechen. Herr Wandeling hat den Schwerpunkt seines Zieles zu weit aus sich selbst herausgesetzt und darum verschwamm das Ziel. — Sie haben den entgegengesetzten Fehler begangen und von sich selbst aus alles andere beurteilen gelernt, so daß der Maßstab alles Handelns für Sie wird, ob Sie solche Handlung aus Ihrer Ruhe scheucht oder nicht."

„Aha, jetzt wollen Sie die alte Parole ausgeben: die Wahrheit liege in der goldenen Mitte! Wenn das nur originell wird!" lächelte Dobel.

„Nein, nicht in der Mitte, sondern über ihren beiden Zielen. Ich will keine lange Entwicklung meines inneren Werdens geben, sondern muß nur das Eine vorausschicken, daß ich mehr mit meiner Sünde zu thun hatte, als mein Vorredner. Seit frühester Jugend stand ich im Kampfe von Licht und Finsternis, Lüge und Wahrheit, Sünde und Gnade. Und dieser Kampf war oft so bitter, daß er mich aufschreckte aus den harmlosen Spielen der Kindheit und später mich wie ein schweres Geheimnis niederdrückte, wenn unter lustigem Gesang der Becher kreiste von Mund zu Mund in fröhlichem Beisammensein. Das machte mich oft verstummen und ungenießbar für andere, wie fröhlich und ausgelassen ich zu anderer Stunde wieder sein konnte. So ging's in halbem unklaren Wesen bis in mein letztes Studienjahr auf der Universität. Da traten mir die praktischen Fragen eines lebendigen Christentums immer näher und mein Professor ahnte nicht, wie er mitten in das Chaos meines Innern hineinschlug, als er mir aufgab, die Frage schriftlich zu beantworten, ob Röm. 7 vom Wiedergebornen oder Unwiedergebornen handle. Meine wissenschaftliche Ueberzeugung trieb mich zu sagen, daß alle diese Sätze vom Standpunkt des Wiedergebornen gelten müssen und doch kam ich in die innere Gewissensnot hinein, das nicht glauben zu können. Was Paulus an anderen Stellen so triumphierend vom Wiedergebornen aussagt, paßte absolut nicht auf mich und darum schien es mir ein Widerspruch zu sein, wenn ich diese meine eigene elende Stellung so deutlich zeichnenden Sätze vom Wiedergebornen gesagt sein lassen sollte. Meine Arbeit mußte ein getreues Abbild meiner Kämpfe sein, denn der Professor las sie ernst durch und gab sie mir mit den Worten zurück: „Das ist nichts, weil

Sie selbst noch nicht mit dem Kapitel fertig geworden sind. Sie stehen noch im 24. Verse. Lernen Sie den 25. Vers auch als Ihr Eigentum bekennen. Das lernt sich auf den Knieen!"

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche," fiel mir Wandeling hier in die Rede. „Ich bin nicht so bewandert in der Bibel, — wie lauten diese Verse?"

„Vers 24 lautet: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? und der 25.: Ich danke Gott durch Jesum Christum unsern Herrn. So diene ich nun mit dem Gemüte dem Gesetz Gottes, aber mit dem Fleisch dem Gesetze der Sünde."

„Fahren Sie fort!" mahnte Dobel gespannt.

„Nun, ich ging heim und suchte auf den Knieen den Uebergang vom Elend der Sündenknechtschaft zum Dank Gottes über die Erlösung durch Jesum Christum. Das ging aber nicht so leicht. Ich bekam große Angst über meine Sünden und hatte schwere Anfechtungen durchzumachen über meine Stellung zum Herrn. Es kam so weit, daß ich mich mit ganzer Seele sehnte nach Vergebung und Hilfe. Nun fanden damals in Dorpat verschiedene Gottesdienste am Sonntag statt: morgens $7\frac{1}{2}$ Uhr begann ein Gottesdienst für deutsche Glieder der Petrigemeinde in der Johanniskirche, um 10 Uhr in derselben Kirche der Gottesdienst der Johannisgemeinde, um 11 Uhr in der Universitätskirche und um 1 Uhr begann für die Deutschen der Marienkirche dort oft noch der Gottesdienst. Da ging ich in alle diese vier Gottesdienste, nicht um der Predigt willen, sondern nur um in der Eingangsliturgie das wunderbar lösende Wort zu hören: „Der allmächtige, ewige Gott hat sich unserer erbarmet und vergibt uns nach seiner unergründlichen Barmherzigkeit und um seines lieben Sohnes Jesu

Christi willen alle unsere Sünde u. s. w. Dann schlich ich mich unter dem „Allein Gott in der Höh sei Ehr" aus der Kirche fort und ging in den nächstfolgenden Gottesdienst. Viel besser wurde es dabei noch nicht. Endlich offenbarte ich mich einem gläubigen Studiengenossen und nach meinem Bekenntnis knieten wir zusammen nieder und beteten mit einander. Ich werde das Dachstübchen des Dorpater Studentenquartiers nie vergessen, wo das geschah. Von Stund an bekam ich hellere Augen beim Lesen des Wortes Gottes und Jesu Gestalt kam mir immer näher.

Ich möchte Sie nicht so lange mit der Geschichte dieser Tage aufhalten, — kurz, ich durfte noch eine Stunde erleben wo das süße selige Bewußtsein mir mächtig in die Seele drang: Dir sind deine Sünden vergeben! Seither ward mir Jesus immer lieber und nach dem Umgang mit ihm sehnt sich meine ganze Seele. Es geht seither nach jenem Dichterwort:

Unsre Seele will sich immer schicken
Aus Not und Liebe nach dir zu blicken,
Ohn' Unterlaß!

Fragen Sie mich, was mein Ziel ist, so kann ich nicht anders sagen, als Jesus selbst! Dazu strebe ich nach höchst möglichster sittlicher und geistiger Entwicklung, um mehr Rahmen zu haben für das Bild des Menschensohnes, das in mir wachsen soll. Wenn Gott bei der Schöpfung sprach: ‚Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei,' so hat er gewiß durch nichts von diesem Ziel, sich abwendig machen lassen und durch die Neuschöpfung reicht er dem einzelnen Christen die Kräfte zu diesem Aehnlichwerden. Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll und bis er's nicht erreicht, wird nicht sein Friede

voll, sagt ein Dichter. Mag er's in anderem Sinne gemeint haben, vor meiner Seele steht das Bild Jesus! Und Bilder bilden! Dieses Bild aber vor allen andern, denn es ist weder verschleiert, noch tot, weder stumm noch starr, sondern ist Brot zum Essen, Wasser zum Trinken, Geist dem Geiste und verklärter Leib für den verklärungsbedürftigen Leib, Kraft dem Unvermögenden, Trost den Traurigen, alles allen!

Mein Ziel ist Jesus! Das soll also heißen, daß ich mich mit allen Kräften und allem Sehnen, allem Leben und Wesen hingebe und täglich die Wahl frisch und freudig vollziehe, wem meine Kraft und Zeit, meine Liebe und Lust gehören soll, ihm oder mir selbst, ihm oder der Welt! Und wenn ich recht dran bin, so fördert mich dann alles auf dem Weg zu diesem Ziel, wie geschrieben steht: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Habe ich Kampf mit mir selbst oder Frieden außer mir, — das treibt zu Jesu! Habe ich stille ruhige Zeiten, da kehre ich ein in Gottes Reichtum, indem ich still sinnend und betend verweile über seinem Wort; habe ich Schmerzen und Krankheit, das treibt zum Ziel, — was auch immer geschehen kann, es ist alles zielbewußt, und drängt mich weiter zum Ziele hin!

Blicke ich auf die anderen hin, so merke ich, daß mein Streben zum Ziel ihnen auch zum Segen ist; mancher will nicht mehr seinem falschen Ziele zustreben, sondern wandelt mit mir, der früher ein Feind war, und was ich einem helfe, daß er das Ziel erreiche, das nützt sofort mir selbst nach dem Wort: der Ackermann genießt zuerst der Frucht des Ackers, den er bebaut. Bekenne ich mein Ziel im Waggon oder auf dem Dampfschiff, ich selbst bekomme da-

durch Freudigkeit und Kraft. Alles steht eben im Zusammenhang mit ihm und keine Erfahrung ist so gering, daß sie nicht etwas bedeutete im Licht meines Ziels. Daß wir heute abend so hier zusammensitzen mußten und auf das Wie? Wo? Warum? unseres Lebens zu sprechen kamen, — das ist für keinen unter uns umsonst, das reißt die Nebel von dem Zielbild weg und treibt uns wieder zu ihm hin!

Schlossen Sie die Schilderung Ihres Zieles mit einem Ausblick auf die ganze Welt, so kann ich dasselbe auch. Unser Ziel ist Jesus, daß wir mit ihm vereinigt werden und die Gemeinschaft einer von Sünden gereinigten neuen Menschheit mit dem heiligen Gott ist das Ziel der Welt- und Kirchengeschichte, wie es die Bibel lehrt, wenn sie auf ihrem letzten Blatt sagt: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen! sie werden sein Volk sein und er wird ihr Gott sein!"

Nachdenklich schwiegen meine Genossen, als ich hier abbrach. Von unten her tönte das Branden des dunkel gewordenen Meeres und in den Tatarenhäusern am Berghang zündete man Licht an.

Als wir uns erhoben, um hinabzugehen, schlug Dobel dem jungen Wandeling auf die Schulter und sagte:

„Na, welchem Ziele wollen Sie zueilen?"

„Das scheint mir keine Frage mehr zu sein. Nur weiß ich nicht recht, wie ich's anfangen soll."

„So geht's mir auch," gab der Alte seufzend zurück.

„Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen!" antwortete ich und verabschiedete mich. Aber die Fragen nach dem Wie? Wo? Warum? Die blieben mir noch im Sinne, als ich schon lange im Bett lag und die letzte Antwort blieb doch wieder „Jesus!"

In der Orrú.

Erste Erzählung des alten Allikas.

In unserem Geographiebuch stands: „Die Insel Oesel mit der Stadt Arensburg ist dem rigaschen Meerbusen vorgelagert“ und wir haben uns oft über diese dürftige Notiz aufgehalten, denn wir waren doch als rechte Oeselaner stolz auf das Fleckchen Erde, das wir unsere Heimat nannten, und fühlten uns gekränkt, daß die Leute draußen in der großen Welt von unserer kleinen Welt so wenig wissen wollten. Ja uns war das dürftige Städtchen mit seiner nächsten Umgebung unsere ganze Welt! Die alte malerische Schloßruine aus Livlands großer Vergangenheit mit ihren Gräben und Wällen bot uns ebenso willkommenen Spielplatz, wie die Wiesen und Wälder der Landseite, und wenn man beider müde war, mußte ein Boot uns hinausnehmen auf die offene See zum Angeln oder kühnen Tauchen in die Meerestiefe. War's aber im langen trüben Herbst recht trauriges Wetter, daß einem vor lauter Weinen der Natur die Lust an ihr ausging, da hatten wir seit dem fünfzehnten Jahre noch eine besondere

Quelle, aus der wir uns Belustigung und Anregung schöpften. Und ich werd's nie vergessen, wie wir diesen Schatz gefunden haben.

Dicht vor der Stadt schleicht ein Flüßchen meerwärts, das im Herbst hier und da in die Wiesenniederung ausgetreten war und Winters blanke weite Eisbahn bot. Oft konnte man zehn Werst*) weit den Fluß hinauf Schlittschuh laufen, wo an einer Wassermühle ein deutscher Müller angestellt war, den man so per Eisschuh besuchte. Ueber den Fluß führte bei der Stadt eine Brücke, die den Namen „lange Brücke" führte, wiewohl das genau genommen die unzutreffendste Bezeichnung war. Hinter der Brücke stand eine Schenke, eine Mühle und ein einsames zweistöckiges Haus, das „Werdenseesche Haus" genannt. Es soll einst, in der beliebten „alten" Zeit, einen Herrn von Werdensee gegeben haben und selbigem untersagte der Magistrat den Aufenthalt innerhalb der Stadtgrenze. Da letztere nach dieser Seite nur bis an den Fluß ging, zog Herr von Werdensee hierher ins „Ausland" und baute sich zum Trotz zwei Faden**) von der Grenze das Haus, aus dessen zweitem Stock er die ganze damals einstöckige Stadt übersehen konnte. In unseren Kindheitstagen war das Haus längst zur Mietkaserne für Krethi und Plethi herabgesunken und es hätte für Liebhaber oder Maler ein seltener Anblick sein können, wenn man diese verschiedenen Bewohner auf einmal alle auf der baufälligen Freitreppe zusammen hätte sehen können. Da lebte eine Majorswitwe mit daumlangen Ohrringen und einem schottischen Umschlagetuch, während dicht neben ihr ein Flickschuster auf die Sohlen klopfte. Der inter-

*) Kilometer.
**) Vier Meter.

essanteste Bewohner aber war ein alter Esthe, Jaan Allikas*) mit Namen, der in seiner Jugend als Matrose Oesel verlassen hatte und nach den wunderlichsten Schicksalen als Greis mit einem kleinen Kapital, viel Lebensweisheit und einiger Bildung heimgekehrt war. Lange schon hatten wir Knaben allerlei merkwürdige Sachen über ihn gehört, wohl auch mal den schlichten kleinen Mann mit dem schwarzen Käppchen auf dem weißen Haar in der Kirche gesehen, aber weiter war's nicht gekommen.

Da, an einem „Kronsfeiertag" im Winter, liefen wir auf dem Flusse Schlittschuh. Es war bitter kalt und wir hatten als armer Leute Kinder wohl über Jugendfrische und Gesundheit, aber nicht über warme Kleidung zu verfügen. Kein Wunder daher, daß heute niemand außer meinem Freunde Thaling und mir es auf dem Eise aushielt und auch uns ward's kalt. Da schlug ich vor, einen energischen Wettlauf vorzunehmen, dann würden wir schon warm werden.

Thaling willigte ein und bald flogen wir nur so dahin. Ehrgeizig war ich damals schon, und so strengte ich alle Muskeln an, um dem Freunde den Vorrang abzulaufen. Endlich gelang es mir, wie wir schon nahe bei dem Werdenseeschen Hause sind. Vielleicht um drei bis vier Faden war ich voraus, da auf einmal hat das Eis vor mir ein Ende und ich fahre kopfüber in offenes Wasser. Es war hier eine tiefere Stelle, wo man am selben Tage Eisblöcke ausgehoben hatte für die städtischen Eiskeller, und da war hier trotz der Kälte nur eine dünne Schicht gefroren. Mein Kamerad sah mich lautlos verschwinden, ahnte

*) Zu deutsch: Johann Quell.

den Grund und stemmte sich mit einem Fuß scharf gegen das Eis, um den Schwung zu hemmen und so gelang es ihm, am Rande anzuhalten. Da hier keine Strömung war, tauchte ich, ohne meine Mütze, halb besinnungslos einige Fuß vor ihm auf. Zum Glück erreichte mich sein Arm, er zog mich an den Rand heran, und ich konnte mit seiner Hilfe aus dem nassen, kalten Grabe mich herausrappeln, ehe die Kälte meine Glieder erstarren ließ.

Jetzt stand ich zitternd und frierend, barhäuptig, neben dem gleichfalls vor Erregung bebenden Freunde. Wir hatten keine Zeit, uns zu besinnen, was jetzt zu thun sei, als plötzlich eine scharfe Stimme vom Werdenseeschen Hause her ertönte:

„Kommt schnell her! Ihr könnt euch hier erwärmen!“

An einer Hintertreppe, die nach der Flußseite führte, stand die kleine Gestalt des alten Allikas in einem langen Schlafrock, — auf dem Haupte trug er einen roten türkischen Fez — in der Hand die Pfeife und winkte uns mit der Hand.

Instinktiv folgten wir der Aufforderung und tappten, die Schlittschuhe an den Füßen, mühsam die Stufen hinan, über einen kleinen kalten Gang dem Alten nach, bis wir in einem hohen, etwas altertümlichen Zimmer standen, dessen einstige architektonische Schönheit durch eine später hineingemauerte Wand, — wahrscheinlich bei der Umwandlung zur Mietwohnung, schnöde verhunzt war. Immerhin war es für unsere damaligen Begriffe ein herrliches Gemach. Hohe Fenster, von Gardinen freundlich umrahmt, schauten nach der Stadt und über dieselbe hinweg nach dem Meeresstrande, von wo die Masten der eingefrorenen Schiffe herüberwinkten, — einfache, altmodische Möbel, ein

mächtiger Kachelofen aus dunklen ölselschen Ziegeln. Eine Bettstelle und auf Brettern und Brettchen hin und her an den Wänden tausenderlei verschiedene Kleinigkeiten aus aller Herren Ländern. Wie oft wir später noch den alten Allikas besucht haben, wie oft wir später in diesem Wust mit himmelhoher Kinderlust gewühlt haben, ganz erforscht haben wir gewiß diesen Reichtum an „Besehenswertem" nicht; das wäre nicht möglich gewesen.

Heute aber sah ich von dem allen wenig oder nichts, mir flimmerte es vor den Augen und die Zähne klapperten mir. Eine feine Eisschicht lag über meiner ganzen Gestalt; bei jeder Bewegung knirschte das Eis in den Falten der Kleider. Der Alte schloß hinter uns die Thür, nötigte mich zum Sitzen, zog mir, ehe ich's mir versah, die Stiefel mit den drangefrorenen Schlittschuhen aus und warf sie beiseite. Dann entkleidete er mich, hieß mich wollene Unterkleider von sich anziehen und mich in sein Bett legen. Kaum lag ich, so legte er noch einen Pelz auf und sagte freundlich:

„Jetzt mache ich ein Glas Grog, das wird die Kälte bald heraustreiben."

Und so geschah es. Mein Freund Thaling saß wie versunken in einem tiefen altmodischen Lehnstuhl und blinzelte mich zuweilen königlich amüsiert von der Seite an, während der Alte langsame Züge aus der Pfeife that und ab und zu aus seinem Glase selbst einen Schluck nahm und es auch uns an die Lippen setzte. Dazwischen erzählte er einfach und gutmütig und schien froh zu sein, Gesellschaft zu haben. Wenigstens habe ich mir es später so erklärt, daß er uns allemal so freundlich und liebenswürdig empfing. Wir ließen ihn gern erzählen, — wo wären

junge Gemüter nicht sofort gefangen, wenn jemand ihnen spannend zu erzählen weiß! — und unterbrachen ihn selten durch eine Frage oder einen Ausruf.

„Da bist du heute ins Wasser hineingefallen," hub er an, „das ist naß genug, aber du kamst doch schneller heraus als ich, wie ich einmal so vor ein Jahrener zwanzig in die Erde hineingefallen bin."

„In die Erde?" fragte Thaling verwundert.

„Ja, ja Jungens, geradeweg in die Erde hinein. Bis der da recht ausgeschwitzt hat, will ich's euch erzählen, wie es zuging.

„Also ich war," so erzählt uns Allikas, „auf einer Seefahrt in der Krim gestrandet, d. h. nicht das Schiff, sondern ich. Unweit der Stadt Kertsch hatte ich esthländische Landsleute gefunden, die mir von anderen Esthenkolonieen in der Krim erzählten und ich bekam Lust, mich ein wenig auf dem Lande umzuthun, war auch der langen unruhigen Seefahrt müde, gab also meine Stelle als Steuermann auf und besah mir die Krim. Es ist das ein schönes Stückchen Erde. Von dem ganzen weiten Rußland hat mir bei meinen Kreuz- und Querzügen nichts so gefallen wie diese kleine Halbinsel. Da sind am Südufer von prächtigen Felsbänken eingehegte stille Plätzchen, wo ein Reichtum frischer Quellen das Land berieselt und sich eine ungeheure Triebkraft für alle Pflanzen bietet; da giebt's Aussichten auf den Strand und die See, wo ich sie nur in Italien ähnlich gefunden. Dann wieder fand ich bei meinen Fußreisen quer durch das Waldgebirge malerische Schluchten, versteckte Tatarendörfchen, kleine Wasserfälle, ausgedehnte Höhlen und prachtvollen, alten, unberührten Wald, daß ich diese Touren nie vergessen werde. Nördlich

von dieser schönen Gebirgslandschaft breitet sich die Steppe ebenso flach und einförmig aus, wie an vielen anderen Stellen des südlichen Rußland. Dort, gerade auf diesen Steppen der Krim, hatten vor dem Krimkrieg meistens Tataren gewohnt, die aber nach dem Krieg fortzogen, so daß große Länderstrecken menschenleer waren. Hier und da hatten kurz vor meinem Besuch Deutsche, Russen und Esthen angefangen, sich dort auf dem Lande anzusiedeln. Diese esthnischen Kolonieen wollte ich nun besuchen und darum machte ich mich, nachdem ich die Sehenswürdigkeiten von Sebastopol und der Südküste gesehen hatte, nach Norden auf. Die Eisenbahn war noch nicht fertig, man arbeitete noch dran, — und so blieb mir keine andere Fahrgelegenheit als ein abscheulich knarrender Ochsenwagen. Die Räder sind nämlich (wie der ganze Wagen!) nur aus Holz gemacht und zwar besteht die Schiene, die die Speichen zusammen hält, nicht aus einem Stück, wie bei uns, sondern aus mehreren beweglichen Stücken, die untereinander durch Pflöckchen verbunden sind, was beim Aufstoßen der einen Seite des Rades auf den harten Weg ein ununterbrochenes Knacken und Aechzen hervorbringt, so daß man diese Wagen von weitem hören kann. Meine größere Barschaft that ich in Simferopol in ein Bankgeschäft und fuhr dann mit ein paar Zehnrubeln und etwas Silbergeld in der Tasche per Ochsenwagen hinaus. Die ersten paar Stunden war der Weg interessant, dann aber gab's nichts als kahle Steppe zu sehen, und da ich mit meinem kleinrussischen Fuhrmann mich fast gar nicht unterhalten konnte, gab's nicht's zu hören, als das einschneidende Geächze der Räder und ab und zu ein lautes: „Zob! Zobeh!"

„Was ist das?" fragten wir.

„So rufen die Leute in Südrußland den Ochsen zu. Zob heißt links und Zobeh rechts. So lag ich da auf dem Wagen im Stroh, — denn einen Sitz gab's nicht, — und ließ mich stuckern und stoßen und martern. O wie habe ich da an mein Schiff gedacht! Nein, da stößt's nicht! Und wenn's auch ein bißchen Geschaukel gab und wenn es ächzte in allen Fugen und knarrte im Tauwerk, wie ich's zuletzt im Busen von Biscaya erlebte, es ist mir nie so schlimm gegangen, wie auf dem gewissenlosen Ochsenwagen. Mehreremal bin ich abgesprungen und eine Strecke weit zu Fuß gegangen, aber das war auch schlimm, denn hier und da weideten Schafherden am Wege und die Krimmer Hirtenhunde verstehen keinen Spaß. Wenn man nicht schnell auf den Wagen herauf kann, oder gut bewaffnet ist, geht's ohne zerrissene Kleider und ein paar Luftlöchlein in der Haut nicht ab. Kleine Kinder sollen sie manchmal buchstäblich zerrissen haben."

„Das ist ja sehr gefährlich," meinte Thaling altklug.

„Ja," sagte unser Wirt ehrbar, „besonders wenn Schwindsucht dazu kommt!"

Als wir lachten, verzog er keine Miene und sobald wir still wurden, fuhr er wieder in demselben Tone fort:

„Endlich brach die Nacht herein und trotz der schönen warmen Witterung am Tage kam's in der Nacht zu solcher Kälte, daß von Schlafen für mich keine Rede war. Mein stumpfsinniger Fuhrmann hatte die Ochsen ausgepflöckt, — sie stecken beim Ziehen mit dem Hals zwischen zwei Pflöcken, die oben und unten durch Querjoche gehen, — sich mit dem Schafpelz zugedeckt und schnarchte wie auf dem guten Gewissen, das ja das beste Ruhekissen sein soll; ich aber mußte aufstehen und durch Trippeln und Stampfen

mich warm machen. Dafür schlief ich am Morgen, als wir schon weiter fuhren, einige Stunden ganz prächtig auf dem Wagen.

Gegen Mittag war es, da lag ein kleines Dorf in einer Niederung vor uns. Mein Fuhrmann wies mit der Hand hin und grunzte etwas. Als ich fragte, ob das das Dorf sei, wohin ich wolle, nickte er grinsend. Es waren kleine unregelmäßige Häuschen ohne Ordnung und Symmetrie hin und her erbaut, als hätte jeder sein Haus gerade da erbaut, wo er am ersten Abend mit seinem Wagen still gehalten hatte. Kleine Strohhaufen standen hinter den Häusern, keine Umzäunung umschloß den Hof, kein Bäumchen war gepflanzt, und die Menschen, die ich sah, machten auch einen kläglichen Eindruck. Wenn ich diese Landsleute mit den deutschen Kolonisten verglich, durch deren saubere Kolonieen ich auch gereist war, legte es sich wie eine Last mir auf die Seele. Hat Gott der Herr die Esthen nicht mit soviel Sinn für Ordnung begabt, oder waren diese Leute faul und liederlich?

Am Eingang des Dorfes stieg ich, umtobt von dem Gebell großer Hunde, vom Wagen, zahlte meinen Fuhrmann aus und wandte mich der nächsten Hütte zu.

Schmierige kleine Kinder sahen mich verdutzt an und liefen fort, so schnell sie die kleinen bloßen Füße trugen. Die Thür war verschlossen und mir blieb nichts übrig, als über Unrat, verrottetes Stroh und Aschenhaufen, — da wird getrockneter Mist als Brennmaterial gebraucht und das giebt viel Asche! — den Weg zur nächsten Behausung einzuschlagen.

Dort fand ich einen alten Mann mit weißem Haar und freundlichem Benehmen. Auch herrschte hier etwas

mehr Sauberkeit vor. Kaum hatte ich mich als Esthen vorgestellt, so war mein Wirt die Herzlichkeit selbst und nötigte mich, in seine niedrige mit Erde gedeckte Hütte einzutreten.

Auf einer Kiste sitzend, — Stühle und Bänke gab es noch nicht. — plauderte ich mit dem Alten, rauchte mein Pfeifchen und ließ mir den Krug Milch schmecken, den man mir als einziges Genußmittel hingestellt hatte. Gegen Abend kamen noch mehr Leute zusammen, um den fremden Esthenbruder zu sehen, und wir hatten bis tief in die Nacht hinein zu plaudern. Da hörte ich denn, daß diese Esthen vor einigen Jahren einem religiösen Sektenführer nach ins gelobte Land, die Krim gezogen seien, wie sie mit den hochfliegendsten Hoffnungen hergekommen, die durch die Strapazen der Reise unerschüttert geblieben, bis man ihnen hier die nackte Steppe zum Wohnsitz angewiesen. Da erst war manchem der Mut gebrochen und besonders unter den Frauen hätten sich manche auf den Boden geworfen und geheult und geschrieen, sie wollten gleich sterben, wenn man sie nicht in die Heimat zurückbrächte. Aber das Sterben geht nicht so schnell und so war der größte Teil auf dem Kronsland geblieben und hatte sich allmählich schon etwas eingerichtet, andere waren als Dienstleute und Tagelöhner in die Städte gezogen.

Jedenfalls sah ich selbst, daß die Armut hier groß war, und meinen geheimen Plan, mich bei diesen Landsleuten anzukaufen, gab ich sofort auf. Am andern Tag suchte ich eine Fahrgelegenheit nach den anderen esthnischen Kolonien und obschon dieselben nur 20 Werst entfernt waren, bekam ich keine. Mancher hatte keinen Wagen, mancher kein Pferd und der wahre Grund war, daß Arbeits-

zeit war und niemand fahren wollte. Das ist immer der Hauptgrund. Merkt euch das, Jungens, wenn jemand nicht will, so braucht er keine Gründe anzuführen, warum etwas nicht möglich sei. Wo aber ein Wille ist, sagt ein amerikanisches Sprichwort, da ist auch ein Weg!

Na, jedenfalls blieb mir nichts übrig, als mit einem tüchtigen Stock in der Hand und einem großen Stück Brot in der Tasche mich selbst zu Fuß auf den Weg zu machen. Das ist dort in der Steppe keine Kleinigkeit, da es keine Wegezeichen giebt, ja überhaupt keine Abzeichen, nach denen ein Fremder sich richten könnte. Man sagte mir, ich müsse immer nach Osten gehen, dann würde ich hinkommen und ich machte mich denn auf den Weg, nicht ohne geheime Angst vor den Schäferhunden, die mich etwa überfallen könnten.

So gegen fünf Werst bin ich spaziert, da sehe ich auf der einen Seite des Weges, vielleicht ein Viertelwerst ab, die halbrunden Aschenhügel und von Unkraut überwucherten Ruinen eines früheren Tatarendörfleins und auf der andern Seite heben sich am Horizonte eine Menge unregelmäßiger Gestalten ab, die ich für den Augenblick nicht erkannte; später sah ich, daß es Schafe waren. Sowie ich des inne ward, blieb ich stehen, denn die Angst vor den Schäferhunden legte sich wie Blei um meine alten Seemannsbeine. Ich strenge meine Augen an und — richtig, da lösen sich vom Gesamtbild der Herde ein, zwei, drei, vier Tiere los, die schnurgerade und schnell auf mich zukommen. Das müssen die Hunde sein. Kann ich's mit Vieren aufnehmen? Dort kommt noch ein fünfter, ein sechster! Nein, ich muß fliehen! Nirgends zeigt sich ein bergender Ort, außer den Aschenhügeln des verlassenen

Tatarendorfes. Ob sie mir etwas helfen werden, weiß ich noch nicht, aber schon trabe ich so schnell als möglich vorwärts steppein. Unterwegs fällt es mir ein, daß ich ja dort an den Ruinen mich vielleicht mit dem Rücken an eine Wand lehnen kann und dann geborgen bin; außerdem wird's doch dort auch Steine geben, mit denen man werfen kann; hier auf dieser Steppe kann man nicht einmal Steine haben, um nach Hunden zu werfen! Aber ob ich mein Ziel erreiche, ehe die Bestien mich packen? Schon keuche ich und es pfeift in meiner braven Bootsmannsbrust, wie beim Sturm in der Takelage. Einen Moment bleibe ich stehen, um Luft zu schöpfen und schaue mich um. Zwei der Hunde sind schon über dem Wege, auf dem ich gegangen bin. Ich stürze weiter mit von Angst getriebenem Fußzeug! Nein, wenn mein Kapitän vom Hamburger ‚Sturmvogel' seinen Steuermann jetzt gesehen hätte! Bei dem Gedanken habe ich trotz der Todesangst gewiß aufgelacht.

Gleich bin ich an dem Aschenhaufen. Der vorderste Hund ist mir ziemlich nahe, da sehe ich zu meinem neuen Schrecken, daß die Ruinen der abgerissenen Mauern viel zu niedrig sind, um mir Schutz zu bieten. In dem Augenblick ertönt aber schon das erste abgebrochene Gebell dicht neben mir und ohne was denken oder überlegen zu können, laufe ich neben dem ersten Aschenhügel dahin im tiefer werdenden Unkraut, da — mir flimmerte es vor den Augen und der Atem stockte — da verliere ich plötzlich den Boden unter den Füßen und stürze mit einem Schrei in die Tiefe!"

„Ach!" riefen wir wie mit einem Munde.

Der Alte weidete sich an unserem Staunen, stand dann

auf und stopfte sich eine frische Pfeife, wozu er nach unserer Anschauung viel zu viel Zeit brauchte.

Wir brannten darauf, weiter zu hören, und da er immer noch mit dem Rücken zu uns gekehrt an seinem Tabakstische stand, wagte ich es endlich, zu bitten:

„Bitte, erzählen Sie doch weiter. Wohinein sind Sie denn gefallen?"

„Und kamen die Hunde nach?" fragte Thaling.

„Ich bin in die Erde hineingefallen und die Hunde kamen nicht nach!" sagte der Alte immer noch abgekehrt. Endlich drehte er sich um und fragte lächelnd:

„Könnt ihr warten?"

„Nein," antwortete ich übermütig.

„Na, dann lernt es," gab er ruhig zurück.

„O, wir können schon warten, Herr Allikas! Aber erzählen Sie nur weiter," rief Thaling.

„So, ihr könnt warten? Na, dann wartet gefälligst!"

Wir sahen uns halb gekränkt, halb belustigt an, aber weiter hören wollten wir gar zu gern. Unser Wirt aber ging auf den Gang hinaus, kehrte mit einigen Holzscheiten auf dem Arm zurück, heizte seinen Ofen an und machte sich sonst noch zu thun.

Es mochte eine gute halbe Stunde vergangen sein, als Allikas wiederkam und sich in seinem Stuhl zurechtsetzte.

„Also, ich war in die Erde hineingefallen. Bei dem Sturze muß ich mit dem Kopfe an einen Rand des Loches gestoßen sein, denn ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, wußte ich nicht mehr, wie tief ich gefallen sein mochte, und sehen konnte ich nichts, denn es war pechrabenschwarze Nacht. Ganz zuerst fühlte ich nach, ob mein Kiel nicht gelitten; aber siehe da, die Glieder

waren ganz, nur der Kopf that mir etwas weh, wo ich ihn angestoßen hatte, und die Mütze hatte ich offenbar auch verloren. Die Hunde waren weg, das war richtig, aber bin ich nicht am Ende in eine Bärenhöhle gefallen? Daß es dort gar keine Bären giebt, habe ich erst viel später erfahren. Zum Glück hatte ich Schwefelhölzchen bei mir, die damals hier in Rußland noch nicht so allgemein waren wie jetzt, zog sie aus der Tasche und machte Licht. Da sah ich bei dem kurzen Leuchten des Hölzchens, daß mein Gefängnis aus einem runden, weiß ausgetünchten Raume bestand, der oben, wo ich hineingefallen war, ein kaum zwei Fuß weites Loch hatte und unten wenigstens 4—5 Faden Durchmesser hatte, also der Form nach einem umgekehrten Trichter ähnlich sah. Beim zweiten Zündhölzchen erkannte ich, daß ich nicht heraus könne, denn erst zwei Faden über mir verengerte sich der Hals des Trichters so, daß man sich hätte heraushelfen können, und sodann sah ich meine Mütze und meinen Stock neben mir am Boden. Außerdem lag am Rande noch etwas Dunkles — schwubs war das Hölzchen zu Ende und die Finger brannten schier vor Schmerz, weil ich's nicht früher fortgeworfen hatte. Also setze ich mir ganz im Dunkeln meine Mütze auf und nehme den Stock unter den Arm; dann zünde ich das dritte Hölzchen an. Jetzt ging ich auf den dunklen Klumpen zu und finde eine Schütte Stroh und einen Pelz und eine kleine Holzkiste. Das Licht erlischt und ich habe die zweifelhafte Beruhigung, wenigstens mein Gefängnis eben mit niemand teilen zu müssen, wenngleich die Sachen mir bewiesen, daß es einen Bewohner dieses Eldorados geben mußte. Jetzt setze ich mich auf die Strohlage und zünde wieder an, um noch den Inhalt dieses

Holzkastens zu prüfen. Wie ich ihn öffne, ist das erste eine Laterne mit einem Stück Talglicht drinn. O wie ich mich darüber gefreut habe! Kinder, keiner Sache Wert ist zu bestimmen, bis man die Sache wirklich nötig hat! Dort war mir damals dieses kleine Stümpfchen Licht mehr wert, als wenn ich eine Handvoll Gold gefunden hätte. Also jetzt zünde ich mein Licht an und bin stolz und glücklich wie ein König. Weiter war im Kasten eine kleine verschlossene Schatulle, ein halbes Brot, ein Kessel, ein Blechkrug, eine halbe Flasche Wein und noch einige Lichtstümpfchen. Also nehme ich einen Schluck Wein, er war sehr gut, das muß ich wissen! kaue etwas Brot dazu und stopfe mir dann ein Pfeifchen, um in aller Ruhe mich zu pflegen.

Nach einiger Ueberlegung muß ich mir aber sagen, es sei doch sehr möglich, daß ich hier lange drin liegen könne, bis mich jemand finde, ja daß ich möglicherweise, wenn niemand komme, hier auch zu Grunde gehen könne. Eine neue Angst überfiel mich. Ich nahm die Laterne auf und untersuchte mit ihr den ganzen Raum, aber nirgends war auch nur die geringste Möglichkeit, herauszukommen. Da ging mir die Lust zum Rauchen aus und ich alter vielerprobter Seemann, der furchtlos den gewaltigsten Stürmen getrotzt, bebte vor Angst, hier in dem dumpfen Loch elend verhungern zu müssen. Aber in allen schweren Stunden meines Lebens, wenn Menschenhilfe und die Findigkeit meines Verstandes mich im Stiche ließen, habe ich den Segen einer christlichen Erziehung mächtig erfahren. Dann trieb mich der alte Spruch, den ich als Kind gelernt: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen‘ jedesmal ins Gebet. So auch

hier. Ich nahm mein Käppchen ab —" Der Alte that's auch jetzt wirklich und faltete mit einer Andacht die Hände, daß auch wir unwillkürlich ernst wurden und uns gerade setzten — und betete: „Lieber Heiland, ich habe es nicht verdient, daß du mir wieder hilfst. Ich habe hier überhaupt gar kein anderes Recht, als die Not; aber damit suche ich hier dein Angesicht. Hilf mir daraus! Erbarm' dich über mich! Hast du mich dazu von dem Krokodil in Afrika und von den Messern der chinesischen Seeräuber und von den brausenden Wellen des Weltmeeres gerettet, daß ich hier verhungern soll, wie eine gefangene Ratte! Nein, Herr, das traue ich dir nicht zu, erbarme dich über mich und hilf du mir! Ich will dir auch dankbar sein mein Lebenlang." Aber wie ich ausgebetet, fiel es mir schwer aufs Herz, wie oft ich dieses Gelübde schon gethan hatte, dankbar sein zu wollen und wie ich's eigentlich doch noch nie gehalten hätte. Und da schämte ich mich vor meinem Gott und bat noch um Verzeihung dieser Schuld und da fielen mir noch einige andere alte Sachen ein, die ganz so aussahen, als seien sie mir nicht vergeben, und da mußte ich noch einmal beten und so ward mir der Aufenthalt in der Orrú so gesegnet, wie lange keiner in der Kirche."

Der Alte schwieg und etwas wie Rührung flog über seine Züge, so daß wir ehrerbietig schwiegen. Nach einigen stummen Minuten fragte ich:

„Was war das? Sie sagten Orrú?"

„Ach so, das hatte ich vergessen, euch zu sagen. Also solche unterirdische, ausgegrabene Räume, die sorgfältig mit Lehm und Kalk ausgestrichen werden, machen sich die Tataren zum Aufbewahren ihres Getreides und nennen sie

auf tatariſch Orrú. Das habe ich natürlich alles viel ſpäter erfahren.

Nach meinem Gebet kam es mir in den Sinn, es ſei Verſchwendung, das bißchen Licht unnütz brennen zu laſſen; wer weiß, wie lange ich noch hier im Finſtern ſitzen würde. Kurz, ich machte mir eine Art Lager zurecht, deckte mich mit dem Pelz zu und löſchte die Laterne aus. Dann ſtreckte ich mich gemütlich aus und wollte ſo ruhig einſchlafen wie in meiner Kabine auf dem „Sturmvogel“ oder als Kind in der Elternhütte bei Nasva*), wo ich herſtamme.

Doch ich mag noch keine halbe Stunde ſo dagelegen ſein, als ich ſchon erſchrocken auffuhr. Was war das? Ich hörte dumpf dröhnende Hufſchläge über mir, gleich darauf fiel ein Schuß und eine Stimme ſchrie auf deutſch:

„Halt, Schröder! Ich muß den Spitzbuben wohl vom Pferde geſchoſſen haben, denn ich ſehe nichts mehr von ihm!“

„Wo iſt denn das Pferd?“ rief eine andere Stimme.

Schon wollte ich aufſpringen und die Leute um Hilfe rufen, als plötzlich jemand durch dasſelbe Loch, wo ich hereingefallen war, hereinſprang und ſchweratmend, aber ſonſt totenſtill ſtehen blieb. Eine unerklärliche Angſt hielt mich zurück, daß auch ich mich nicht regte und den Atem zurückhielt. Der Mann ſchien zu lauſchen. Droben hörte man noch einige laute Rufe, dann verhallte das Pferdegetrappel und mein Beſucher atmete tief auf. Jetzt mußte ſich auch mein Schickſal entſcheiden, denn er zog Zündhölzchen aus der Taſche und jetzt flammte es hell auf.

Im Schein des Flämmchens ſah ich einen hochge-

*) Ein Fiſcherdorf unweit Arensburg.

wachsenen Mann in tatarischer Kleidung mit einem mächtigen schwarzen Schnurrbart in der Mitte des Raumes stehen. Er hatte mich auch erblickt und war erschrocken zusammengefahren. Einen Moment nachher war das Hölzchen verglommen und wie ich auf die Füße sprang, war er auch schon da und ich fühlte ein paar eiserne Hände an meinem Halse. Nun war ich damals auch nicht von Pappe und hatte so manchen Gang mit englischen Matrosen gemacht, kurz, ich packe seine Arme und drücke sie durch eine schnelle Seitenbewegung beiseite, daß er loslassen mußte, wenn er sich nicht die Knochen aus dem Scharnier drehen wollte. So kam es, daß wir uns regelrecht um den Leib faßten und einer den andern zu Boden zu werfen suchte. Mir kam es zu statten, daß ich kleiner war und in dem Hohlraum am Rande Platz hatte zu stehen, während er leicht mit dem Kopfe oben anstieß. Während des Ringens war er totenstill, ich aber redete immerfort auf ihn ein. Zuerst versuchte ich es mit dem Russischen, dann Französisch, Englisch, zuletzt auf Deutsch. In jeder der Sprachen stieß ich kurz hervor, daß ich aus Versehen in das Loch gefallen wäre und nichts Böses im Schilde führe. Wie ich zuletzt deutsch sprach, ließ er mich plötzlich los und sprang in die Mitte zurück.

„Na," sagte ich aufatmend, „das hat warm gemacht. Alle halbe Stunde so eine Minute, dann braucht man in dieser Parterrewohnung auch Winters keinen Ofen."

Damit beuge ich mich nieder und zünde gemütlich die Laterne an. Wie das Licht brennt, fahre ich aber nett zusammen! Mein Gegenüber steht ohne Mütze und Schnurrbart im Mittelpunkt und hält mir eine Pistole entgegen.

„Nicht doch," ſagte ich ruhig, „ich thue Ihnen nichts, thun Sie mir auch nichts. Wenn Sie mir morgen noch aus dem Loch heraushelfen, gebe ich Ihnen meine ganze Barſchaft und meine Photographie obendrein. Die iſt noch in Rio de Janeiro gemacht von einem Stümper, Namens Aloys Eliasſohn."

„Schwören Sie mir, nie in Ihrem Leben zu verraten, daß Sie in dieſer Orrú einen Menſchen getroffen haben, noch wie er ausſah!" ſagte mein Gegenüber in gutem Deutſch mit tiefer Stimme.

„Gut, ich ſchwöre!"

„Ja," rief Thaling, den die ganze Erzählung ſo aufgeregt hatte, daß er mit brennenden Wangen und halboffenem Munde zugehört hatte, „wie dürfen Sie denn davon erzählen?"

Der Alte lächelte freundlich. Wohl freute es ihn, ſo gute Zuhörer zu haben, dann aber erwiderte er:

„Hört nur ruhig zu. Ihr werdet ſehen, daß ich meinen Eid nicht zu brechen brauchte. Alſo ich ſchwur und beruhigte den Mann noch ausführlich. Ich ſei ja kein Hieſiger und würde wohl keine zwei Wochen mehr in der Krim bleiben und da werde es mir nicht ſchwer fallen, über ſeinen Schlupfwinkel zu ſchweigen.

Endlich ſchien er ſich beruhigt zu haben, ſteckte die Piſtole ein und kam mit mir auf das Stroh, wo wir uns hinſetzten."

„Verzeihen Sie," hob ich an, „wo haben Sie Ihren Schnurrbart gelaſſen? Als Sie einfuhren, trugen Sie ihn, und jetzt iſt nichts mehr zu ſehen."

Wenn man an ſeiner bronzefarbenen Wange ein Erröten wahrnehmen konnte, dann war's in dieſem Augenblick.

Ohne Antwort sprang er auf, ergriff die Laterne und suchte zu unsern Füßen herum, bis er den künstlichen Schnurrbart gefunden hatte und in die Tasche stecken konnte.

„Wie sind Sie hierhergekommen?“ fragte er, und ich erzählte gemütlich mein Abenteuer.

„Sie können von Glück sagen, daß Sie gerade in solcher Zeit hier hereingefallen sind, wo ich mich hier aufhalte. Es giebt monatelange Pausen, wo ich nicht komme. Dann wären Sie hier elend verschmachtet.“

„Für mich sorgt Gott!“ gab ich zurück.

„Redensarten!“ murrte der andere.

Einen Moment schwieg ich; dann aber fiel mir ein, wie ich ja kurz vorher Gott gelobt hatte im Gebet, daß ich seinen Namen preisen wollte, wenn er mir hülfe. Und da sprach eine inwendige Stimme: Siehst du, jetzt hast du gleich eine Gelegenheit, diesem Manne gegenüber Gottes Ehre zu verteidigen. So ziehe ich denn meine Pfeife heraus, zünde sie an und sage:

„Redensarten? Ich sage, es ist Erfahrung und davon beißt mir keine Maus einen Faden ab.“

„Ich bin auch keine Maus,“ lachte der Mann und streckte sich behaglich auf das Stroh hin.

„Würde Ihnen auch gar nichts helfen, wenn Sie eine wären!“ rief ich und fuhr ernsthaft fort: „Wer nicht mehr an Gottes Walten und Regieren glaubt, der wird ein schlechter Mensch.“

„Umgekehrt,“ antwortete er plötzlich ernst. „Umgekehrt ist mir's ergangen. Erst wurde ich schlecht und da fing mein Glaube an Gott an zu wanken, und je tiefer ich sank, desto blasser ward mir das Licht, das Ihr Christentum nennt und Gebet u. s. w., und als ich so tief sank,

daß ich Pferdedieb wurde und in der Orrú wie ein wildes Tier wohnen muß, ist mir auch nicht soviel vom Christentum geblieben" — dabei schlug er verächtlich ein Schnippchen.

„Pferdedieb!" rief ich entsetzt und sah ihn erschrocken von der Seite an.

„Ja, Pferdedieb!" sagte er bitter, „nicht wahr, ein schönes Ende für christlicher Eltern Kind! Wenn sie mich mal erwischen, so schlagen sie mich tot wie einen räudigen Hund, diese deutschen Bauern, und keine Seele sagt's der alten Mutter in Riga, was für eine Beerdigung der Sohn gefunden hat!"

„Mensch, das ist schauerlich! Ihr müßt das Handwerk lassen. Gott der Herr hat mich dazu heute hier hineinfallen lassen, damit ich mit Ihnen zusammenkäme und Ihnen wieder nach langer Zeit zureden könnte, von der Gottlosigkeit zu einem neuen Leben zu kommen, ehe es zu spät ist."

„Bei mir ist es zu spät!" sagte er hart. „Mich muß der Teufel bekommen, wenn's einen giebt. Ich bin zu schlecht, zu hart, zu böse geworden. Es giebt in allen Dingen eine Grenze, und meine Grenze habe ich übersprungen! Es ist alles aus, und für mich giebt's weder göttliche noch menschliche Hilfe."

„Doch, doch," mahnte ich, erzählen Sie mir ordentlich Ihren Lebenslauf. Vielleicht kann ich Ihnen helfen."

„Hilfe will ich keine! Aber erzählen möchte ich gern! Das wird mir die Brust leicht machen.

Also, ich bin ehrlicher Leute Kind, gebürtig aus Riga. Mein Vater starb früh, und die Mutter konnte den wilden Knaben nicht bändigen, und schon vor meiner Konfirmation hatte ich schlechte Kameradschaft, männliche und weib-

liche, mehr als mir gut war. Da brachte mich die Mutter aufs Land zu einem frommen Pastor ins Haus, wo ich den Konfirmandenunterricht besuchen sollte. Dies war meine beste Zeit im Leben. Der stille, freundliche, echt christliche Sinn dieses Hauses machte auch mich still, und wenn des Pastors warmer Unterricht das Wunder an dem verdorbenen siebzehnjährigen Galgenstrick nicht bewirkt hätte, sein einziges Töchterchen, Helene, ein blondes Kind mit großen blauen Kinderaugen von ungefähr dreizehn Jahren, beherrschte mich vollkommen. Wie ich konfirmiert werden sollte, war ich wirklich bekehrt, betete und war ein Musterjüngling! Und als ich das Haus des Pastors verließ, da stand mir eins fest: Du willst ein Mann werden, so geachtet wie einer, damit Helene dein wird. Bald kam ich in ein großes Handlungshaus und zeichnete mich durch meine Gaben und meine Treue, sowie ein solides, tadelloses Leben aus, so daß ich in den Augen meines Prinzipals bald am höchsten stand. Einige Jahre vergingen, und man prophezeite mir, ich werde noch Compagnon werden und eine der spitznasigen Prinzipalstöchter mit einigen Hunderttausend Rubel Mitgift bekommen. Mein Herz aber stand nur nach Helene. Einige Male hatte ich sie flüchtig gesehen und mit Entzücken bemerkt, wie aus der holden Knospe sich auch eine reizende Blume entfaltete. Da, — ich war so zwei- oder dreiundzwanzig Jahr alt, bot sich die Gelegenheit, ohne Wissen meines Chefs, mit seinen Geldern eine gute Spekulation, wenn auch im kleinen, zu machen. Ich that's und gewann mehrere Tausend Rubel. Der Erfolg verdrehte mir den Kopf, und ich strengte all meine Findigkeit an, schnell weiter zu kommen. Etwa ein Jahr später hatte ich eine Geschäftsreise zu machen

und da berichtete ich meinem Prinzipale nicht ganz der Wahrheit gemäß über die Sachlage des Geschäfts, so daß er von seinem Unternehmen abstand, und heimlich übernahm ich die Sache wieder selbst. Noch war der Erfolg mir nicht ganz sicher, aber ich rechnete schon auf einen Reingewinn von 10000 Rubeln, da führte mich mein Weg wieder an dem Pastorat vorbei. Kurz, ich Hansnarr mache der Familie einen Besuch, werde freundlich aufgenommen und bin so entzückt von Helenens Liebreiz, daß ich an einem Nachmittage, wo wir im Garten allein sind, bei ihr anspreche. Ich erzählte ihr von meinen glänzenden Aussichten und meiner treuen Liebe —, und plötzlich steht sie auf und sagt mit kühlen Ton: „Ich bin seit drei Wochen die Braut meines Vetters!"

Ob ich Abschied genommen, weiß ich nicht mehr! Jedenfalls fuhr ich mehr tot als lebendig nach Riga. Am ersten Morgen rief mich der Chef in sein Kabinett und hielt mir meine heimlichen Geschäfte und meine Unlauterkeit mit den schärfsten Worten vor. Wütend über den Mißerfolg meines Werbens und doch meiner Erfolge im Geschäft sicher, wurde ich grob, und die Folge war meine Entlassung. Vierzehn Tage später machten meine Geschäftsfreunde bankrott und ich war ein vom Leben betrogener Bettler! Weiter brauche ich Ihnen nicht zu erzählen, wie ich rapide von Stufe zu Stufe gesunken bin, wie ich nach Südrußland kam, weil ich flüchtete vor dem Arm der Gerechtigkeit, wie ich hier aus Not mich einer Diebesbande angeschlossen, deren thätigstes und schneidigstes Glied zu sein ich die zweifelhafte Ehre habe! Ja, auf ein Menschenleben mehr oder weniger kommt's mir nicht an, denn diese Hände, deren Griff sie heute an Ihrer Kravatte spürten,

haben schon mehr als einmal Blut vergossen. Meine Mutter ist vielleicht schon lange an gebrochenem Herzen gestorben — und so bin ich von Gott und Menschen verlassen der Schurke geworden, der heute abend noch Pferde gestohlen hat und morgen wieder stehlen wird und Ihnen den Hals abschneiden wird, wenn Sie etwas von ihm und seiner Orrú erzählen."

„Ein Wort ist gelogen in Ihrer Erzählung," sagte ich ruhig und stopfte mir eine neue Pfeife.

„Gelogen?" schrie er zornig und mein Hals juckte mir, als ich seine drohenden Augen sah.

„Ja, denn Gott hat noch keinen verlassen! Nur Sie haben Gott verlassen."

„Ach, so meinen Sie das!"

„Ja, so meine ich das! Sie müssen umkehren wie der verlorene Sohn und um Gnade flehen, ehe es zu spät ist! Noch ist Erbarmen für Sie da, und dazu hat mich Jesus zu Ihnen hereinfallen lassen, damit ich Sie heute noch auf den hinweise, der für Ihre Mordthaten am Kreuze verblich."

„Sparen Sie Ihre Worte, alter Mann! Bei mir ist alles zu spät," sagte er düster. „Meine Sünden gehen über Ihr Evangelium hinaus."

„Nein," sagte ich lebhaft. „Kein Mensch wird für einzelne Thatsünden verloren gehen, und seien sie auch noch so groß, sondern Gott der Herr wird nur die Leute auf ewig von seinem Angesicht verstoßen, die Jesu Gnade nicht annehmen wollen! Heute nacht wird's in Ihre Hand, in Ihren Willen gelegt, ob Sie Jesum noch haben wollen oder nicht."

Da er schwieg, redete ich fort, wie es mir kam und

zuletzt ward ich so weich, daß ich laut für ihn betete und mir die Thränen von den Wangen liefen. Als ich Amen! sagte, sagte er mit veränderter Stimme: „Gute Nacht!“

„Gott gebe es, daß es auch für Sie eine wirklich gute Nacht werde, denn es stehet geschrieben: Niemand ist gut, denn der einige Gott! So sei denn diese Nacht Ihnen dadurch gut, daß Sie wieder zu diesem Gott kommen.“

Dann haben wir nichts mehr gesprochen. Das Licht ward ausgeblasen und wir legten uns schlafen. Viel habe ich in dieser Nacht nicht geschlafen; er wahrscheinlich auch nicht. Jedenfalls mußte ich noch lange nach jener Nacht in der Orrú für den unglücklichen Pferdedieb beten.

Am andern Morgen zeigte er mir, daß in der schräg aufsteigenden Wand starke Pflöcke eingeschlagen seien, wo man, an den oberen sich festhaltend, an die unteren die Füße stemmend, mühsam, wie eine Fliege, herausklettern konnte. Es ging noch so ziemlich. Er brachte mir meinen Stock auch heraus und begleitete mich einige Werst weit, bis ich von einer Anhöhe das Esthendorf sehen konnte, wohin ich wollte.

Beim Abschied redete ich nochmals auf ihn ein; er aber schwieg und sah nachdenklich zur Seite. Das war mein Abenteuer in der Orrú. —

Vier Jahre später, als ich auf der Reise in meine Heimat in ein kleines russisches Städtchen kam, wo ich auf Anschluß an den nächsten Zug warten mußte, traf ich meinen Kameraden aus der Orrú wieder. Ich hätte ihn nicht erkannt. Er stellte sich aber vor mich hin, gut gekleidet, sah mich auffallend an und sagte:

„Orrú! Wissen Sie noch, was Orrú ist?“

Da erkannte ich ihn an der Stimme und wieder juckte es mich am Halse. Einen Augenblick dachte ich, er sei jetzt nur eine andere Sorte Spitzbube geworden, so eine Art Taschendieb, und da ich ihn hier nicht nötig hatte, wollte ich fast durchgehen, aber er legte vertraulich meinen Arm in den seinen und sagte:

„Einst verschmähten Sie es nicht, mir in der Orrú eine unfreiwillige Visite zu machen, jetzt bitte ich Sie, mein Gast zu sein! Ich habe wieder eine Beichte abzulegen, aber ganz anderer Natur! Zu fürchten ist jetzt nichts mehr, ich bin an einem Bergwerk als Kommissionär angestellt und so solid wie Sie."

Halb zog er mich, halb stolperte ich mit, und bald saßen wir im kleinen Kabinett neben dem städtischen Comptoir des Bergwerks bei einer Flasche guten Krimmerweines und rauchten eine anständige Zigarre, was auch in Rußland eine Seltenheit ist, wenn man das Geld nicht haufenweise wegwirft. Dabei erzählte er mir nun folgendes:

„Als Sie damals mich bekehren wollten und mir aufdringlich und gewaltsam zuredeten, machte ich mir blutwenig daraus; wie Sie aber da hingekniet und so warm für mich beteten, da warf das Gebet mir doch einen Funken in die Seele, der nicht wieder ausging. In so verödeten Menschengemütern, wie ich damals eins hatte, ist nach einer Seite mächtiger Vorrat von Elend aufgetürmt und das Brennzeug dafür heißt Mitleid. Davon spürte ich Ihnen etwas ab und das ist der erste Anstoß zu meiner Rettung geworden. Der Gedanke, daß Sie mich bemitleideten und der andere, daß Ihr Gebet mir nahe gelegt, daß auch Gott mich bemitleide, verfolgte mich fort und fort.

Die Genossen meiner schwarzen Geschäfte beobachteten mich seit der Zeit mißtrauisch und wußten nicht, was sie aus meiner plötzlichen Gleichgültigkeit machen sollten.

Eines Tages stellte mir einer der Rädelsführer, ein alter abgefeimter Jude, der den Verkauf der gestohlenen Pferde zu betreiben hatte, meine Mattigkeit vor und, angestachelt von seinem Spott, ließ ich mich bewegen, Führer eines großartigen Unternehmens zu werden. Es galt, einen deutschen Gutsbesitzer, der immer gegen 30 edle Pferde zum Verkauf hielt, um seinen Reichtum an diesen zu bringen, und zu diesem Zwecke war sowohl eine größere Anzahl von Helfern, als auch viel List und Vorsicht von nöten. Die erforderlichen Kameraden wurden in einer Entfernung von einigen Werften in der Umgegend untergebracht und sollten warten, bis ich genaue Nachforschungen angestellt hätte. Ich kleidete mich ordentlich an und meldete mich in deutscher Sprache bei dem Gutsbesitzer als Knecht oder dergleichen. Er war ein milder freundlicher Mann, prüfte meine Papiere, die natürlich bis zum letzten Jota gefälscht waren, und sah mich mehrmals lange und aufmerksam an. Da ich schon gehört hatte, daß er sehr christlich sei, heuchelte ich auch mit christlichen Phrasen ihm was vor und — er stellte mich als Futterknecht in seinen geräumigen Stall. Das Herz lachte mir im Leibe, als ich diese schönen, edlen Rosse sah und der Schurke in mir malte es sich schon aus, wie hoch der Lohn für dieses oder jenes sein könne. Am ersten Abend ward ich nach dem Essen hereingerufen und der Wirt hielt mit seiner Frau und seinen zwei erwachsenen Töchtern Abendsegen; am Schluß desselben kniete er nieder und im Gebet kam es auch vor, daß der neue Knecht dem Herrn empfohlen ward. Da gedachte ich an Ihr Gebet

und plötzlich kam mir der Gedanke, ob nicht jetzt aus diesen Fürbitten sich ein Band um mich winden könnte, das mich wieder zu Gott zu ziehen im stande sei. Und dennoch arbeitete der Gedanke an dem beabsichtigten Diebstahl wieder mächtig in mir und überwucherte alles andere. Die Menge Hunde, die auf dem Hof gehalten wurden, und die acht ordentlichen nüchternen Knechte, sowie die Pünktlichkeit, mit der abends alles geschlossen ward, machte unser Unternehmen schwierig. Von Betrunkenmachen der Knechte war keine Rede und mit List schien nichts zu machen zu sein. Das teilte ich nach einigen Tagen auch den Kameraden mit, die mich bei einer Ausfahrt nach der Mühle anhielten und sich ungeduldig erkundigten, wie die Sache stehe. Sie beschlossen, ich sollte an einem bestimmten Abend die Hunde einschließen und bei einem Zeichen, das sie geben würden, den Herrn niederschlagen, dann würden sie schon mit den Knechten fertig werden. Allzu schwierig war's nicht, ich brauchte dem ahnungslosen Wirt nur abends zu folgen, wenn er seinen Rundgang zu allen verschlossenen Thoren machte, und ihn in einem Augenblick lautlos zu erdrosseln. Die Abmachung war momentan festgemacht und das Zeichen für mich sollte sein, daß meine Kameraden hinter den Heu- und Strohvorräten den langen heulenden Ton des Wolfsrufes dreimal wollten erschallen lassen; dann sollte ich, wenn der Ueberfall durch irgend etwas unmöglich sei, ihnen schnell entgegen kommen; wenn alles gut stehe, genüge ein Pfiff, um sie heranzurufen.

Die zwei Tage bis zu jenem Abend brachte ich abgehärteter Verbrecher wie im Fegfeuer zu. Gewissensbisse, Gedanken an Sie und Ihr Gebet, sowie die freundlich-sorglose Art meines Herrn trieben mir unter der Arbeit

die hellen Schweißtropfen auf die Stirn, und nachts quälte mich die Aussicht auf den Ueberfall aufs äußerste. Was sollte ich thun? Sagte ich dem Herrn alles, so waren meine Kameraden verloren; sagte ich ihm nichts, so war er verloren. Gebetet habe ich nicht in dieser Zeit, aber mich gekrümmt unter meiner und fremder Schlechtigkeit wie ein Wurm. Der Abend kam. Mechanisch, wie unter dem Zauber der Hölle, lockte ich die Hunde mit Brotstücken in eine leerstehende Sarai*) und schob an den Eingang Wagen und Geräte, so daß es nicht auffiel, daß die Thür hinter denselben zu war.

Die Sonne war eben gesunken und mein Herr kam daher, auf seinem abendlichen Rundgang begriffen. Einige der Knechte schliefen schon, ermüdet von des Tages Last und Hitze, die andern saßen beisammen und rauchten und plauderten noch. Langsam ging ich auf sie zu, innerlich aufgeregt bis zum Wahnsinn.

„Geh' schlafen, August!" rief der Herr freundlich herüber. „Du hast heute stramm gearbeitet. Ich sah, wie du beim Futterholen übermäßig schwitztest. Die Nachtluft ist scharf und wie du sagtest, bist du die Steppenluft noch nicht gewohnt."

Was mußte er jetzt gerade so freundlich mit mir reden, wo ich doch gleich sein Mörder werden sollte!

Einer der Knechte stand auch auf und ging in den Stall, um zu schlafen. Wenn ich jetzt auch ging, dann würde der Herr von außen den Stall ebenso schließen, wie wir ihn von innen verriegeln mußten.

Da heulte es langgezogen durch die Nachtstille. Mir

*) Schuppen.

ging's durch Mark und Bein: das waren meine Kameraden! Unfähig, mich zu bewegen, lehnte ich mich an einen leeren Erntewagen und schnappte nach Luft.

Jetzt ertönte der zweite Signalruf.

„Sollte das ein Wolf sein?" fragte einer der Knechte.

„A wo!" meinte der andere. „Vielleicht ein Hund."

„Wo sind denn heute die Hunde?" hörte ich plötzlich des Herrn tiefe Stimme bei den Knechten fragen.

„Wer weiß? Wahrscheinlich liegt irgendwo ein Aas in der Nähe, daß sie dorthin geschlichen sind," war die Antwort.

Württ. Univ. Bibl.

Und wieder tönte das Geheul herüber.

Jetzt kam's auf mich an. Ich ließ einen grellen Pfiff ertönen, daß die Knechte emporsprangen und der Herr laut rief:

„Was soll das? August, warst du das?"

„In dem Augenblick hörte man unsere eingesperrten Hunde in ihrem Kerker wütend anschlagen, aber das Bellen war dumpf und abgebrochen. Sie konnten nicht heraus.

Mit zwei Sätzen war der Herr an mich herangesprungen und seine Augen funkelten.

„Kerl! das ist Verrat!"

Wie er mich angriff, sah ich die Kameraden auf dem Hof. Und im selben Augenblick stieg der Plan zur Rettung in mir auf. Mit Anspannung aller Muskelkraft, deren Bedeutung Sie ja auch einst eine Minute lang schätzen lernten, überwältigte ich ihn, so daß wir am Boden lagen. Dabei sprach ich ununterbrochen auf ihn zu, wie Sie damals zu mir, und sagte: „Seien Sie ruhig und stellen Sie sich tot. Meinen Kameraden mußte ich gehorchen. Lassen Sie die Pferde stehlen und wenn wir fort sind, benachrichtigen

Sie sofort die Polizei, daß bei dem Schenkwirt des Dorfes Awramowka ein unterirdischer Keller ist, rechts im Stall ist der Eingang — wo Ihre Pferde bis morgen nacht stehen werden. — Um Gottes willen, lassen Sie los, wenn es nicht Ihr Leben und Ihrer Familie Leben gelten soll!"

Endlich begriff er. Er ließ mich los und ich schob ihn unter den Wagen. Zwei Knechte lagen bereits gefesselt da und von den übrigen waren noch zwei in wütendem Kampfe an der Eingangsthür des Stalles. Ich brach mir Bahn durch die Streitenden und warf mit meinem Anprall die beiden um. Eine Minute nachher waren sie gefesselt und ich sorgte dafür, daß man weder ihnen noch den vier anderen, die in einem andern Gebäude lagen und schliefen, etwas zu leide that. Auch verheimlichte ich es, daß es in einem Seitenbau noch Arbeitspferde gab.

Wir zogen die Perde heraus, jeder nahm sich eins zum Reiten und zu jeder Seite eins und dann jagten wir davon, unserem Ziele, Awramowka, zu. Daß fünf Minuten nach unserm Abzug die Knechte befreit waren und mit den verschonten Arbeitspferden in anderer Richtung zum Polizeichef der Umgegend sprengten, ahnte keiner, außer mir.

Als es tagte, waren wir unter der Erde geborgen und schliefen uns aus. Den Plan, der mich unterwegs erfaßt hatte, zu fliehen und mich in andern Gegenden durchzuschlagen, um ein neues Leben anzufangen, hatte ich aufgegeben. Jetzt sollte es gehen, wie es wollte. War ich doch schuldig, mochte Strafe mich treffen, welche es immer sei.

Nachmittags kam die Polizei und weil der angesehene deutsche Gutsbesitzer dabei war, half keine Bestechung, das ganze Nest ward ausgehoben und wir alle waren gefangen.

Mir steckte der gerettete Herr einen Zettel zu, auf dem die Worte standen: „Bete und hoffe!“

In der dunklen, langwierigen Gefängnishaft habe ich beten gelernt. Wir wurden zehnmal vorgeführt und verhört und die Häupter unserer Genossenschaft wandten tausend Kniffe an, um uns zu retten. Ich hatte aber dieses Hinziehen lange schon satt und wäre lieber nach Sibirien, als ins Gefängnis zurückgegangen. Mein früherer Herr schickte mir Erfrischungen, Tabak und Bücher; aber alle seine Bemühungen für mich bei den Herren Richtern hatten wenig Erfolg. Endlich nahte der Tag der öffentlichen Verhandlung im Schwurgericht und der größte Teil unserer Bande sah sich dort mit stummem Schrecken auf der Anklagebank wieder. Das hatten wir nicht geahnt, daß die meisten unserer Anwälte und Vermittler in den Städten auch dingfest gemacht worden waren. Das Ende der langen Sitzungen, die ein ungeheures Anklagematerial zu Tage förderten, war, daß nach einer glänzenden Verteidigungsrede des Advokaten, den mir mein Gutsbesitzer besorgt und bezahlt hatte, alle anderen mehr oder minder schuldig befunden und demgemäß bestraft wurden, ich aber freigesprochen ward! Vielleicht hatte mein früherer Herr auch die Richter bestochen! Ich weiß es nicht! Wie es in Rußland zu gehen pflegt, wurde ich der Mittelpunkt von allerlei Teilnahmebezeigungen und wurde, ob ich's wollte oder nicht, in neue Gesellschaftskreise hineingezogen, die sonst einem früheren Pferdedieb nicht offen zu stehen pflegen. Wenige Wochen nach meiner Freisprechung bekam ich die Anstellung an dem Bergwerk, die ich noch bekleide. Seit man mir Vertrauen geschenkt hatte, habe ich schon mehrfach Zulage erhalten und bin jetzt ein ordentlicher, angesehener Mann! Ja,

wenn's Gottes Wille ist, kann ich in einigen Monaten sogar der Schwiegersohn jenes Gutsbesitzers werden, mit dem mich seit jener Zeit enge Freundschaftsbeziehungen verbinden. Hoch über allem aber, was jetzt mein Dasein lebens- und lobenswert macht, steht das, daß ich beten gelernt habe und meiner alten Mutter noch Freude machen durfte, nachdem sie so lange um mich geweint und gebetet hatte. Sie zog zu mir aufs Land, wo das Bergwerk ist, und hat mir bisher die Wirtschaft geführt, und wenn ich mein junges Weib heimführe, wollen wir sie pflegen alle Tage ihres Alters." —

Er schloß und fuhr sich über die Augen. Mir war's auch so, als müßte ich mir 'was Nasses von der Wange wischen, was sonst beim Blinzeln gegen Nordostwind kaum vorkam.

Wahrscheinlich hatte er das bemerkt, denn plötzlich sprang er auf, umarmte mich und sagte bewegt:

„Ihnen habe ich den Anfang meiner Rettung zu danken! Hätten Sie damals in jener unvergeßlichen Nacht in der Orrú geschwiegen, wie man oft seine Ueberzeugung nicht mutig ausspricht und verteidigt, — wer weiß, wo meine Gebeine heute schon moderten und wo meine arme Seele wäre!"

„Setzen Sie sich wieder hin!" sagte ich abwehrend. „Wenn Sie mich umarmen, habe ich die alte Angst, daß es wieder an meinen Hals geht und, offen gestanden, jenen Griff habe ich noch manches Mal nachher gespürt! Daß Sie aber ein so honetter Mann geworden, ja daß ich des habe Zeuge werden dürfen, das ist mir eine der schönsten Erfahrungen meines Lebens und zeigt mir, wie Gott der Herr mit seinem Wort immer noch Leben und Wirkung

verbindet. Summa Summarum: man darf mit seinem Glauben nicht hinter dem Berge halten, einerlei ob es auf dem Verdeck oder der Eisenbahn oder gar in der Orrú ist."

Nachher habe ich ihn nicht wieder gesehen, aber ich bin überzeugt, wenn einst die neue Zeit Gottes unseres Heilandes angeht und wir alle aus der Orrú des Grabes hervorkommen, daß der alte Allikas seinen Freund Pferdedieb aus der krimschen Orrú auch dort oben sehen wird, wo Alter und Schwachheit, Schuld und Schmerz vergangen sein wird, daß es mir sogar an meinem Halse nicht mehr jucken wird, sondern wir uns alle ewig freuen werden in Jesu Christ."

Damit schwieg der Alte, und eine Weile saßen wir alle still da, bis er wieder anhob:

„So, Junge, jetzt aus dem Bett und zieh dich an und macht dann, daß ihr fortkommt; es dunkelt schon. Und wenn ihr wieder ins Eis hereinbrecht, oder sonst Zeit habt, besucht den alten Allikas wieder. Denn ich habe noch manche Erfahrung gemacht, die euch was nützen könnte, wenn vielleicht auch nicht jede ist wie die in der Orrú."





Dieſelbe Braut.

Zweite Erzählung des alten Allikas.

I.

Ob es gerade die zweite Geſchichte iſt, die wir von dem gemütlichen alten Männchen in ſeiner originellen Klauſe gehört, wagt mein Gedächtnis nicht mehr zu entſcheiden. Solche Schwäche iſt letzterem auch nicht gerade zur Schande zu rechnen, da es ja ſeit den ſonnighellen Jugendjahren mit ſo manchen unnützen Spänen ſogenannter Wiſſenſchaft und „falſch berühmter Kunſt“ dermaßen beſchüttet geweſen iſt, daß einem darüber viel Behaltenswertes verloren gegangen iſt. Hätte ich damals als Schüler ſchon gewußt, daß ſo ein altes, ſchnörkliches, runzliches Menſchengemüt zu ſtudieren viel heilſamer und bildender ſei, als Vellejus Paterculus oder die Batrachomyomachia —, wahrhaftig, ich hätte meinen Lehrern wohl noch mehr Not gemacht, als es leider ohnehin ſchon geſchehen iſt. In Quarta muß mich einſt eine leiſe Ahnung davon durchblitzt haben, wenigſtens antwortete ich auf die Frage nach den Stammzeiten irgend eines krüppelhaften lateiniſchen Verbs zum großen Jubel der ganzen Klaſſe mit Kaſſandras pathetiſchen Wor-

ten: „Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod!“

Also, ob es die zweite Geschichte war, kann ich nicht sagen; hat er uns doch oft genug ganze Abende mit seinem munteren Plaudern festgehalten, daß uns die Tanzkurse unserer adeligen Mitschüler ebenso kalt ließen, als die heimlichen Kartenabende und Biergelage vorschnell gereifter Kameraden einer anderen Sphäre.

Und wahrhaftig nicht zu unserm Schaden! Die Tänzer brachten sich Liebschaften und Verlobungsringe mit zur Arbeit und die Bierhelden einen wüsten Kopf und ein leeres Portemonnaie, während wohl von unserer harmlosen Abendunterhaltung im halbdunklen, traulichen Stübchen eher gelten konnte das wahre Wort: Bilder bilden. Zudem war eben der alte Herr trotz mancher Schwächen ein Christ und so christlich warm durchtränkte Lebensanschauung hat nun einmal eine Verheißung für sich überall, wo sie leibt und lebt, die Verheißung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen sollen!

Also wir waren wieder 'mal da. Der Alte hatte von einem Freunde aus der Krim schönen türkischen Tabak und Krimmer Nüsse geschickt erhalten und uns dazu eingeladen. Eine günstige Gelegenheit war da, sich frei zu machen, weil zwei Feiertage aufeinander folgten, die Schularbeiten also von ihrem Thron der Dringlichkeit herabsteigen mußten und auch die Eltern keine Einwendungen gegen einen längeren Besuch bei Allikas haben konnten. Mit Einbruch des langens Winterabends pilgerten wir hin und machten dem guten Alten die Freude, zum Kaffee seine Gäste zu sein. Frischgebackene Kümmelkuchen hatte ich zu Hause noch einstecken dürfen und so ging die Aufnahme vom Be-

such ziemlich luxuriös vor sich. Freilich hatte er nur eine Kaffeetasse und ein Theeglas; aber aus lauter Liebenswürdigkeit wurden uns diese beiden Behälter vorgesetzt, während der Wirt sich mit einem umfangreichen Unterschälchen begnügte.

Worte, vielleicht auch witzverwandte Blitze, flogen hin und her, so lange man trank, und erst nachdem „die Kafferei" Tabak und Nüssen Platz gemacht hatte und der süße Duft des aromatischen Krautes seine Schlingen über unsern Häuptern webte, machte es sich allmählich fast von selbst, daß wir uns von der Unterhaltung zurückzogen und der alte Herr seinen beliebten Solofaden spann.

„Ja, ja, der türkische Tabak da! Schaut ihn nur recht an! Der kommt von jenseit des Grabes! Aha! das hatten die Herren nicht erwartet? Ja, man riecht's ihm auch nicht an. Das ist aber doch so und davon laß ich nichts herunter und davon beißt mir keine Maus keinen Faden ab! Aber daß dem so ist, werdet ihr selbst zugeben, wenn ich euch sage, daß der Mann, der mir ihn jetzt geschickt hat, vor meinen Augen ertrunken ist, daß ich später mit nassen Augen hinter seinem Sarge her gegangen bin! Na, es ist besser, ich erzähle euch die Sache ganz christlich, wie sich alles zugetragen hat.

Also, das war hier in Arensburg, wo ich konfirmiert wurde, daß aus der ganzen Schar der Konfirmanden*) ich mich besonders an Berthold Dambert anschloß. Die erste Reihe im Konfirmandenunterrichte bildeten die Gymnasiasten oder Schüler, wie sie damals nur hießen, die zweite waren noch so mittlere Kaufmanns- und Handwerkersöhne und in

*) Man konfirmiert dort mit achtzehn Jahren.

der letzten Reihe saßen die allergrößten Simpel. Ein paar Esthenjungen wie ich, die halb zufällig in deutsche Häuser gekommen waren und jetzt zur Verwunderung ihrer Verwandten „im deutschen Glauben konfirmiert" wurden, dann ein armer, halbtauber Waisenjunge und Berthold Dambert, dessen Vater als Nachtwächter der Stadt zu den ärmsten Leuten der Stadt gehörte; denn die Nacht bringt eben nicht soviel ein, als der Tag, wenn man nicht ein Kind der Finsternis von Haus aus ist und sie zum Stehlen benutzt. Und auch dann ist Nachtverdienst schlecht genug. Kurz mit diesem Berthold schloß ich so eine Art Bund, wie man es in solchen Lebensjahren zu thun pflegt. Er war ein ganz guter Junge, sonst in allem recht pfiffig, nur auf die Fragen des Herrn Pastors wußte er mehrentheils keinen Bescheid, so daß ich ihm helfen mußte, was aber auch nicht immer auskam. Dann waren wir beide mit der deutschen Sprache nicht ganz im Reinen und unsere Antworten riefen darum oft lautes Gelächter unserer Mitschüler hervor. So hatte ich den Spruch: „Thu niemand nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses" aufzusagen, — hatte ihn nicht verstanden und deklamierte daher ganz ernsthaft: „Thu niemand nichts Böses, sowie der Ferd dir nichts Böses thut."*) Natürlich gab's ein Lachen, das mir in die Seele schnitt und danach eine ziemlich unfreundliche Erklärung des Pastors.

Paarweis ging man damals am Palmsonntage von dem Pastorat zur St. Laurentiuskirche; Berthold war mein Begleiter, wir paßten auch gut zusammen in der dürftigen Kleidung, zusammen knieeten wir nieder am Altar und

*) „sowie das Pferd dir nichts Böses thut."

hatten auch gewiß beide einen Segen für unsere Seele. Am Nachmittag desselben Tages gingen wir noch einmal zusammen in den alten rasenbedeckten Laufgräben, die hinter der Stadt auf dem Großenhoffschen Felde liegen, — ihr habt auch gewiß oft dort gespielt! — und dann riß uns das Leben auseinander. Er kam zu einem Kaufmanne nach Pernau in die Lehre und ich ging als Schiffsjunge auf eine Handelsbrigg. An die dreißig Jahre hatten wir uns nicht wiedergesehen. Jungens, das ist eine schöne Zeit! Da kann man allerlei erleben und allerlei werden oder auch nicht!

Also, dreißig Jahre lagen darüber, als ich im Winter mit meinem Schiff wieder in einem Schwarzmeerhafen lag und auf das Aufgehen des Asowschen Meeres wartete, um in dem Städtchen Mariupol eine Ladung Weizen einzunehmen. Jeden Tag konnte die Nachricht kommen, daß man die Meerenge von Kertsch passieren und weiter vordringen könne, was meinem Kapitän sehr wichtig war, weil wir schon viel Zeit müßig gelegen hatten. Plötzlich bringt uns so ein windiger Grieche die Botschaft: die Handlungshäuser in Mariupol hätten ihren vorrätigen Weizen schon verladen, die Wege seien schlecht, und daher sei es sehr fraglich, ob die deutschen Kolonisten vor Mai noch Weizen zuführen würden oder nicht. Der Kapitän wollte sofort hinschreiben, aber der Mann lachte ihn aus: der Brief gehe ebenso lange hin, wie ein Bote zu Fuß brauche, denn bei den schlechten Wegen bleibe die Post oft tagelang irgendwo liegen. Wir berieten uns hin und her und zuletzt schickte der Kapitän mich persönlich voraus mit dem Auftrage, nötigenfalls in der Umgegend bei den deutschen Kolonisten selbst Weizen aufzukaufen.

Von der Reise schweige ich am liebsten! Wasser allein ist ein schönes, liebes, reines Element, das jeder Mensch lieben muß, auch wenn er kein alter Seemann ist, wie ich. Der Heiland hat wohl gewußt, warum er dieses gute alte Wasser zum Gnadenmittel in der Taufe gemacht hat und nicht wunder was für ein Oel aus allerlei Fett und Kraut! Ich habe ihm von meiner Kante schon manchmal dafür gedankt. Erde allein ist auch gut, wenn auch nicht für jedermann; aber schließlich wo anlegen und ausruhen muß der Seemann auch. Aber Wasser und Erde zusammengerührt, so teuflisch, wie da in Südrußland um Ausgang des Winters —, na, da gehört mehr denn Hiobs Geduld dazu, solch eine Reise durchzuleiden! Fahren kann man nicht, der Kot schmiert sich um die Räder, bis diese aussehen, wie dicke Mühlsteine; gehen kann man auch nicht, denn nach hundert Schritten ist man von diesem Waten im zähen Kot matt, wie eine Fliege im Honig; also mußte ich reiten. Reiten aber, das kann ich offen sagen, Reiten und Schuldenmachen, das ist mir immer in den Tod zuwider gewesen. Nichtsdestoweniger muß ich mir von Ort zu Ort, oft an der Küste entlang, wo meine See breitmäulig lächelnd zusah, zwei Pferdchen mieten, eins für mich und eins für irgend ein Stück Mensch, der einen Teil meiner Bagage mir abnahm und vom nächsten Orte die beiden Pferde wieder zurücknahm.

Außerdem sind dort die Schenken und Einkehrhäuser an der Straße nicht so anständig eingerichtet, wie an einer größeren livländischen Poststraße, wo man eine „Saksakamber“*) für noblere Leute hat und daher mußte ich mich

*) Herrenstube; der Deutsche heißt im Esthnischen Saks, obschon die ersten Einwanderer Bremer waren.

mit elender Kost und schlechtem Fusel oder dito Wasser, das meist zu Thee nicht verwendbar war, durchhelfen, bis endlich an einer Höhe zwischen einigen elenden Häusern mein Begleiter sagt:

„Wott Mariupol!“ (Da ist Mariupol!)

So, das soll Mariupol sein, eine Hafenstadt, deren Weizenhandel von Jahr zu Jahr im Wachsen begriffen ist? Na, dachte ich, das ist südrussisch! Reite an eins der Häuser heran und frage mich nach einem Einkehrhof durch, der näher zum Hafen, etwas tiefer lag als der Eingang, woher ich zur Stadt gekommen. Wie ich da auf den Hof komme, wundere ich mich über die Sauberkeit und Trockenheit auf demselben, während die Straßen der Stadt Schmutzlöcher aufwiesen, daß ein Großmogul hätte darin ertrinken können. Wie es so meine Art ist, spreche ich für mich halblaut und sage auf esthnisch, das hier ja doch kein Mensch versteht:

„Das sieht so aus, als könnte hier eine christliche Seele regieren!“

Jetzt bin ich aber nett zusammengefahren! Schaut da aus der offenen Küchenthür ein breites gemütliches Menschenangesicht mit einem blonden Rundbart heraus und schmunzelt und antwortet auch auf esthnisch:

„Das will ich meinen! Wo kommt Ihr her, Landsmann?“

War mir schon das Gesicht etwas bekannt, die Stimme übte eine ganz besondere Wirkung auf mich. Wo hatte ich die schon gehört? Also legte ich sorgfältig mein Felleisen mit Geld auf einen Stein neben mich hin, nehme die kurze Pfeife aus dem Munde und stemme so beide Fäuste auf die Hüften, wie immer, wenn ich nachdenken will und ziehe

mir langsam alle die Schiebkästen meines Denkstübchens auf, um herauszubringen, wer das wohl sein könne. Unterdessen ist der Wirt auch schon herausgekommen —, eine behäbige, stattliche Figur, muß gute Tage haben, und bleibt mit seinem lächelnden Vollmondsgesicht, wo das leise schwellende Fett die Runzeln und Falten verklebt, vor mir stehen und schaut mich auch an. Mit einem Male da hatte ich's: „Dambert! Berthold! Wahrhaftig!"

Damit streckte ich ihm die Hand hin, — er schlug wohl ein, aber erkannt hat er mich noch nicht. Ja, ja, er war immer etwas langsamer im Begriff als ich! Wie ich aber meines Wesens Griff, meinen alten esthnischen Namen ihm mit gerührter Stimme vorbrachte, da fiel er mir um den Hals und das gab ein Wiedersehen und Freuen miteinander, wie ich es jedem anständigen Menschen ein paarmal in seinem Leben gönne.

Natürlich mußte ich hinein in die gute Stube, wo alles so proper und wohlig war, daß es mir altem Junggesellen halbwegs leid war um meine „verfahrene" Jugendzeit. Der Dambert hatte es weiter gebracht als ich, trotz aller meiner Reisen und Kenntnisse, auf die ich doch so stolz war. Denn er konnte mir einen stattlichen Sohn von zweiundzwanzig Jahren, einen hübschen Menschen, und zwei jüngere Mädchen von fünfzehn und achtzehn Jahren vorstellen, die er sein eigen nannte. Seine Gattin, eines deutschen Kolonisten Witwe, war vor einem Jahre gestorben. Er hatte nach allerlei Erlebnissen im Innern Rußlands hier Posto gefaßt mit einem kleinen Handel, dann jene Witwe mit etwas Geld geheiratet und sich dann diesen Hofplatz an einer passenden Stelle gekauft und hier einen Einkehrhof angelegt, der bei der Menge deutscher Kolonisten, die aus der Um-

gegend in die Stadt kommen müſſen, um ihre Produkte zu verkaufen, ihm ein ſchönes Stück Geld einbrachte. Wenn ihm ſeine „Alte“ nicht geſtorben wäre, hätte er über gar nichts klagen können, ſo gut ging's ihm.

II.

Alſo — meinem Freunde ging's ſoweit ganz gut, aber freilich, wie ich jetzt ſo ein paar Wochen dageweſen war, — mein Weizengeſchäft war gleich in Ordnung gebracht, da jener Grieche eben unnütze Lügengeſchichten gemacht hatte, — kam denn noch ein Haken heraus, an den ich nicht gedacht. Das waren die Kinder: die achtzehnjährige Marie war mit einem griechiſchen Kaufmannsjüngling verlobt und ſollte nächſtens Hochzeit machen und ſo verlor ſie der Alte aus der Wirtſchaft und die jüngere Helene war ein kränkliches zartes Geſchöpf, davon er keine Hilfe erwarten konnte. Selbſt noch einmal heiraten, das wollte er nicht, — kann es ihm auch nicht verdenken, da mir das erſte Mal ſchon zu ſchwer geſchienen! — und ſo drängte er jetzt mit Gewalt ſeinen Sohn ins Ehejoch. Der Junge wollte nicht, zumal der Vater ihm eine Braut ausgeſucht hatte, die nicht nach ſeinem Geſchmacke war, und ſo gab es denn bisweilen kleine Reibereien zwiſchen Vater und Sohn, die mir nicht gefielen. Damit ich nicht umſonſt meinem Freunde das Brot vom Tiſche eſſe — Bezahlung für Koſt und Logis nahm er nicht — wollte ich ihm dieſen Sorgenſtein wenigſtens heben helfen und ſetzte mich mal mit dem Jungen hinter den Stall auf ein paar mächtige Baumſtämme, die jemand nicht hatte wegführen können, weil der Weg zu aufgeweicht geweſen.

„Friedrich," sage ich, „sage mir doch, was hast du gegen das Mädchen, die Anna Katharine, die der Vater dir ausgesucht hat? Ich bin jetzt drei Wochen hier und habe in der ganzen Stadt kein saubereres Frauenzimmer gesehen, als sie ist. Wahrhaftig, wenn ich nicht so alt wäre, ich thäte mich selbst bei ihr anschmeicheln. Arbeitsam ist sie. Nicht?"

„Wie eine Ameise," lachte der Junge.

„Freundlich ist sie. Nicht?"

„Wie die Maisonne."

„Bescheiden ist sie. Nicht?"

„Wie ein Veilchen."

„Schön ist sie auch, jung ist sie auch, gesund ist sie auch, als Waisenkind bringt sie keine unangenehme Verwandte mit ins Haus, fromm ist sie auch und . . ."

„Und darum gerade mag ich sie nicht!" rief Friedrich trotzig.

„Warum?"

„Weil sie so albern fromm ist! Immer muß gebetet sein, vor und nach Tisch, morgens und abends, und wenn man mal einen Scherz macht, so ein bißchen grob, dann wird sie böse und wendet sich weg und spricht kein Wort mehr mit einem. Da lobe ich mir die griechischen Frauenzimmer hier, die sind viel dreister und lustiger. Ueberhaupt habe ich das elende enge Leben hier satt. Ich will in die Welt hinaus und dort allerlei sehen und erleben, statt hier mit Hafer und Heu handeln! Und wenn der Vater so fortfährt mit allerlei Drangsalieren und Drücken, so geh ich durch ‚Hastdunichtgesehen'!" Es ist alles zu einfach, so von selber gekommen, gar keine Not, keine Anstrengung bei der ganzen Geschichte! Der Hof ist da mit

seinen Einkünften, die Braut ist da und liebt mich, alles ohne mein Zuthun!"

„Dank doch Gott, du Schlingelmeier!" schrie ich. „Fällt so einem Glückspilz sämtliches mit Zimt und Zucker in den Schoß, wonach andere umsonst die Welt durchstreichen, und er wird darüber böse, daß es ihm nichts gekostet hat."

„Ja, Onkelchen, was einem nichts gekostet hat, das ist einem nichts wert!" Damit sprang er auf und eilte pfeifend ins Haus.

„Nachtwächtersenkel aus Arensburg! Und so vornehm! Aber einerlei, es steckt doch was in ihm. Erstlich will er was lernen und die Welt sehen, zum zweiten möchte er sich erringen, was sein heißen soll. Ich wollt ihn kurieren: er sollte ein Jahr auf See."

Mit dem Alten sprach ich auch darüber, aber es half alles nichts, der war eben auch nicht nachgiebig und verständig genug und so blieb es, wie es war.

Es war in der Karwoche, als ich an einem hellen Nachmittag, mit dem Alten am Flußufer spazierend, über seinen Jungen wieder einmal viel geredet hatte. Zuletzt kamen wir zur Brücke, setzten uns dort nieder und schauten dem Fluten des mächtig angeschwollenen Stromes zu — Kalmius heißt er, glaube ich — wo noch dann und wann Eisschollen mit daher schossen. Eine Menge Menschen spazierte in der herrlichen Luft dort vor der Stadt und junge Wagehälse machten sich ein Vergnügen daraus, Boote weiter aufwärts zu besteigen und sich dann von der reißenden Strömung unter dem Halloh der Spaziergänger herunterfahren zu lassen bis zum Hafen, wo sie mit Enterhaken und Stricken sich an die da verstreut liegenden

Schiffe wenden mußten, wenn sie nicht ins Meer hinausgetrieben sein wollten. Mehrere Boote mit solchen Helden waren schon glücklich durchgefahren, als wir in einem bedeutend größeren Boote, drin der Mast aufgerichtet stand, mit acht anderen jungen Leuten auch unseren Friedrich bemerkten. Der Alte war sehr ungehalten darüber, zumal man von weitem sehen konnte, daß die Herren über den Durst getrunken hatten. Ich aber hatte was anderes, eine furchtbare Gefahr bemerkt. Das Wasser stand einige Arschin höher als im Sommer und der Mast war viel zu hoch, mußte also an die Brücke anstoßen, und dann würde das Wasser das Boot weiter fortreißen und es könnte leicht zum Kentern kommen. Sofort legte ich die Hände als Sprachrohr an den Mund und schrie den Heranfahrenden zu. Verstanden sie mich nicht oder waren sie zu betrunken, kurz, sie thaten nichts, um aufzuhalten oder abzulenken, sondern lachten, lärmten, brüllten, bis das Boot dicht vor uns unter der Brücke verschwand. Der Mast hakte an, neigte sich etwas und verschwand ebenfalls. Im nächsten Augenblick war das Lachen und Lärmen verstummt und auf der anderen Seite trieb kielaufwärts das Boot weiter. Nur eine Sekunde war's so still, dann schrieen die Zuschauer auf und jeder schrie nach Booten, nach Rettern, doch keiner wollte selbst was thun. Mein armer Alter neben mir saß starr wie versteinert, während ich an den Strand lief, um mich ins nächste Boot zu stürzen. Wo ich hinkam, lagen keine Ruder oder Stangen drin. Ich laufe weiter, endlich finde ich das Nötige beisammen, springe hinein und stoße ab. Darüber waren aber schon einige kostbare Minuten vergangen und ich sah beim Hinauskommen in die Mitte des wirbelnden Gewässers außer dem schon abwärts von

mir treibenden Boot nur zwei Köpfe aus dem Wasser ragen. Es gelingt mir, diese beiden ins Boot zu nehmen und ich stelle beide gleich zum Rudern an, was ihnen ja das beste Heilmittel gegen die heftige Erkältung sein mußte. Der Rausch war den Bürschchen auch vergangen und mit nassen Kleidern und noch blaß von dem Schreck arbeiteten sie mit zusammengebissenen Zähnen. Da — noch ein Kopf und ein Hilferuf! Drauf los, es ist nicht Friedrich, er sinkt wieder unter, wir sind zur Stelle, ich mit dem Bootshaken gesucht, so, jetzt hält's und ich ziehe ihn heran: wieder ein so windiger griechischer Kaufmannssohn. Kaum war er im Boote, so kam er zu sich, lamentierte und verlangte ans Land. In dem Augenblick ruft jemand vom Lande: „Eben hat sich neben dem umgeschlagenen Boote ein Kopf gezeigt!" Also, drauf los, mit der Strömung und mit dem Rudern! Und wie der dritte Gerettete nicht still schweigt, sondern laut schreiend begehrt ans Land gesetzt zu werden, schlage ich ihn mit meiner naßgewordenen Lederkappe über sein Profil, daß mir die Kappe leid that. Richtig, da hebt sich was am Boote! Ach, das war nur ein Segel, das vom Wasser gehoben wird. Schon will ich zurück gegen den Strom fahren, da sehe ich am Ende des Bootes, wo das Steuer eingelassen gewesen und herausgefallen war, zwei weiße Stellen. Das waren zwei starre Hände! Im Nu kenterte ich das Boot und mit großer Anstrengung bringen wir den totenähnlichen Menschen hinein. Er lag auf dem Boden meines Nachens wie ein Stein. Mittlerweile waren wir weit weg von dem Platze geschwemmt worden, wo das Unglück passiert war, und daher fuhr ich mit großer Anstrengung stromaufwärts. Eine Gruppe, die sich am Ufer unweit der Brücke gebildet, umstand den ein-

zigen, der allein sich herausgerappelt hatte aus dem nassen Grabe. Ob es Friedrich sein mag? Jetzt kamen auch andere Boote daher und die Nachforschung nach den noch fehlenden vier wurden energisch fortgesetzt. Auch ich war in kurzer Frist, nachdem ich meine Schützlinge ans Land gebracht und dafür zwei frische Ruderer aufgenommen, wieder auf der Fläche des gurgelnden tosenden Flusses. Friedrich war immer noch nicht gefunden. Da — jetzt zieht jenes Boot einen heraus, der auch regungslos ins Boot und dann ans Land geschleppt wird; aber immer noch ist es nicht Friedrich. Jetzt fällt mir was ein: Ob nicht in dem umgeschlagenen Boot, das jetzt schon ziemlich weit draußen war, doch noch durch Stricke oder Segel festgehalten ein Körper sei! Und jetzt geht's wieder dem nach Ich mußte selbst mit Hand anlegen, so daß wir mit vier Rudern pfeilschnell mit der Strömung dahinfuhren. Es dauerte vielleicht fünf Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, bis wir das Boot hatten. Natürlich mußte ich jetzt selbst mit ins Wasser, um es umkehren zu helfen. Richtig, da ist was Dunkles. Es ist ein Mensch. Das Boot ward hinten angebunden und den Körper schleppten wir in unser Fahrzeug, aber Friedrich war es nicht! Traurig fuhr ich zurück.

Als wir ankamen, war noch einer gefunden worden und jetzt stand die dumme Masse um die leblosen Körper herum und niemand that was, sie ins Leben zurückzurufen. Einer sprach davon, Tabak in die Nase zu blasen, ein anderer schrie nach einem Doktor, wieder einer riet, Schnaps einzuflößen. Das hat mich furchtbar geärgert.

„Angepackt" schrie ich, „und schleppt sie mir dort in die Schenke."

Das geschah. Wirklich, Jungen, das habe ich bei vielen Unglücksfällen und in schrecklichen Augenblicken erfahren; wo hundert den Kopf verlieren, — wenn da einer resolut auftritt und kommandiert, gehorchen die andern wie Schafe!

Wie ich sie in der Schenke hatte, ließ ich sie auskleiden und so auf den Fußboden legen, daß die Stelle zwischen den Schulterblättern hohl war; dann schaute ich nach, ob im Munde oder Schlunde irgend ein fremder Körper sei und ließ dann über jeden der Körper sich einen mit gespreizten Beinen stellen, wie ich's an einem der Ertrunkenen vormachte. Dann mußte man seine Arme anfassen und hin und her, herauf und herunter langsam aber kräftig die Bewegung machen, daß der Brustkorb sich heben und senken mußte. Dadurch kommt Luft in die Lungen und der Mensch kann noch gerettet werden. Das ist aber ein schweres Stück Arbeit und nach einigen Minuten mußten wir uns ablösen lassen und so ging's fort.

Eben hatte ein kahlköpfiger Jude spöttisch gesagt:

„Das ist Schmus! Was amol is aweg, das is aweg!" als der erste die Augen aufschlug und ins Leben kam. Allmählich wurden sie alle wieder warm und waren gerettet. Nur mein armer lieber Friedrich, der größte und stärkste, der beste Schwimmer, der war fort und desgleichen ein junger russischer Handwerker, dessen Mutter mich stumm am Rock faßte und mit herzbrechendem Blick nach dem Wasser zeigte, wo eben die letzten Nachforschungen als vergeblich waren eingestellt worden.

„Es ist nichts zu machen, Mütterchen," sagte ich und mir kam eine leibhaftige Thräne, dick wie eine gemästete Bolstererbse, ins Auge.

Wie ich dann ermüdet, mit naßkalten Kleidern, in die Stadt kam, fand ich meinen armen Freund ohne Besinnung auf seinem Bette liegen, in der Pflege von Friedrichs Braut und seinen Töchtern. Eine Art Schlaganfall, von dem er sich langsam und nie völlig erholte, hatte ihn getroffen und es waren schwere Tage und Wochen, die ich noch erlebte in dem Hause, das mir anfangs so glücklich und reich geschienen. Da lernte ich die Anna Katharine recht kennen, die der Alte seinem Sohne bestimmt hatte. O, was war das für ein sanftes stilles Frauenzimmer! Dabei nicht sanft aus Dummheit — solche Menschen giebt's auch — sondern weil sie alle Tage im Gebet mit ihrem Gott verkehrte! Das wirkt so beruhigend auf andere, wenn eine solche Seele im Hause ist, bei der alles allezeit im Gleichgewicht ist, die nicht aus dem Häuschen kommt, sondern ruhig und freundlich bleibt und so die Dinge von außen an sich herankommen läßt, ohne daß irgend etwas sie auch in den Strudel der Aufregung mithineinzieht. Später habe ich so manches Mal darüber nachgedacht, wieviel anders, wieviel schöner für uns, wieviel segensreicher für andere, wieviel fruchtbringender für die Ewigkeit es doch für jeden von uns wäre, wenn wir in dieser heiligen Ruhe, in diesem Friedensumgang mit Gott bleiben würden. Es steht auch was davon in meiner Bibel geschrieben: „So wir in ihm bleiben, sündigen wir nicht". Also so war die Anna Katharine; auch jetzt, wo sie durch den Schmerz um ihren Bräutigam, den sie so heiß geliebt hatte, aufs tiefste mußte erschüttert sein, hörte ich keine Klagen, sah kein Flennen und Schmollen oder Murren, sondern mußte sie bewundern, wie still und stark sie ihren Weg ging. Das war eine Predigt, deren Kraft mir nachging auf die See

und ein Band, das mich mit dem Hause da am Asowschen Meer vereinigt hielt bis heute."

Der alte Herr machte eine Pause im Erzählen, die zum „Aufstellen des Samowar" benutzt wurde. Wie steif man damals auch noch gegenüber allen Bestrebungen der Russifizierung sich in den Ostseeprovinzen verhielt, dennoch war es dieser Art Thee zu trinken gelungen, sich unter russischem Namen Eingang zu verschaffen und selbst solche, die sonst kein russisches Wort verstehen oder hören wollten, duldeten es stillschweigend, daß man ihnen im eigenen Hause vom Samowar sprach, anstatt der Theemaschine.

Bald dampfte denn auch dieses gemütliche Möbel auf dem Tische zwischen uns und wir schlürften den heißen, süßen Trank mit Behagen. Natürlich mußte unser alter Wirt sich irgend ein Spirituosum in seinen Thee gießen „zum Anspitzen". Uns riet er davon ab, denn er meinte, Alkohol sei eine Medicin für Kranke und Greise; aber wenn er solche Wirkung ausüben solle, dürfe ihn kein gesunder, kräftiger Körper zur Anregung trinken. Später lernte ich diese Ansicht noch viel besser verstehen und teile sie gern. Es ist aber bei uns in Rußland auch bei gut gesinnten Männern das fast allgemeine Vorurteil, das kalte Klima mache ein oder zwei Schnäpschen täglich notwendig und schütze gegen Erkältung. Die schauerlichsten Winterfahrten im Schneesturm und der berühmten „Bärenkälte" haben mich noch oft eines andern belehren können, daß nämlich Thee, Kaffee, leichter Wein, ja Wasser bessere Erwärmungsmittel sind als spirituose Getränke. Wir fühlten uns natürlich eben nicht wenig beleidigt, aber was thut man aus lauter Freundschaft! Jugend trinkt aus Freund-

schaft mit bis zum Uebermaß und kann ebenso aus Freundschaft hungern und dursten, wenn's sein soll.

III.

Als die Pfeife des Alten wieder brannte und wir uns mit einem Maisblättchen eine Cigarette aus dem duftigen Tabak gedreht, ward die Erzählung fortgesetzt.

„So ein Jahrener sechs oder sieben mögen ins Land gegangen sein, da führte mich mein Weg abermals nach Mariupol. Ich fand die Stadt schon bedeutend verändert. Der Weizenhandel war gestiegen und damit entstanden denn schon Magazine, Kaufläden und ordentliche Wohnhäuser. Nur die Straßen waren unter aller Kritik geblieben. Doch kann sich darüber ein Kenner der südrussischen Städte nicht wundern. Bis ihr mal als Männer da hineinkommt, mag manches besser geworden sein, — zu meiner Zeit fehlte Pflaster und Straßenbeleuchtung fast überall daherum. Kam es doch nicht so selten vor, daß man sich in der Stadt auf eine Werst Entfernung zum Abend besuchte und der Besuch zur Nacht da bleiben mußte, weil es zu halsbrecherisch und gefährlich gewesen wäre, im Dunkeln den Weg nach Hause zu versuchen.

Na, also, wie ich im Hafen ankomme, pilgere ich natürlich gleich zum Einkehrhof des alten Dambert. Ob er noch lebe, und was aus der Familie geworden, wußte ich nicht, denn — da muß ich eine meiner Schwächen berichten — Briefeschreiben war niemals meine Stärke. Vielleicht, weil ich gegenüber der Briefwut so sittsam und enthaltsam war, hat mich der liebe Gott so viel wunderbares

Zusammentreffen mit Bekannten erleben lassen. Und das ist auch viel schöner, so Aug' in Aug' allerlei durchmachen zu können und im lebendigen Austausch seines Erfahrens den Faden wieder da anknüpfen zu können, wo man ihn beim Abschiede abgerissen hatte, als mit Papier und Tinte zu verkehren. Briefe gehörten bei mir zum Geschäft und nicht zum Vergnügen und zur Erfrischung. Das mag ja bei anderen Menschen und in anderen Zeiten anders geworden sein.

So wußte ich also nichts vom Erleben des Hauses, als ich abends im Halbdunkel in die Wirtsstube trat. Um mir einen besonderen Spaß zu machen, setzte ich mich in einen dunkleren Winkel, bestellte eine Flasche Bier bei dem Hausknecht und wandte mich ab, wenn die Thür der Wohnstube aufging. Jetzt konnte ich meine Beobachtungen in aller Ruhe machen. Es war alles anständiger oder soll ich sagen nobler geworden, sonst war Haus und Hof unverändert.

Jetzt kam eine hohe weibliche Gestalt aus der Wohnstube herein und setzte sich für einen Augenblick hinter den Schenktisch. Nach der ganzen äußeren Erscheinung kalkulierte ich mit Recht, daß das eine Mutter sein müsse und das helle Aufleuchten, das über ihre Züge lief, als ein kleiner Strick von drei Jahren, von draußen hereinkommend, auf sie zueilte, brachte mich zur Ueberzeugung, daß sie glücklich sein müsse. Ich mußte sie wieder und wieder ansehen, weil mir die Züge so bekannt vorkamen. Sollte das die blonde Anna Katharina von damals sein, des ertrunkenen Friedrichs Braut? Soweit ich mich auf deren Aussehen besinnen konnte, stimmte alles, nur war sie voller und kräftiger geworden. Wahrscheinlich hat sie also ge-

heiratet. Das verstimmte mich tief. Damals hatte ich ihren stillen, starken Schmerz gesehen und so manches innige Wort von ihrer Liebe zu ihm vor und nach der Katastrophe gehört —, und jetzt war sie doch glücklich mit einem anderen Mann?! Wer mochte das sein? Wahrscheinlich irgend so ein Grieche aus der Stadt! Ehe ich den Menschen gesehen hatte war ich schon gegen ihn eingenommen.

Da ging die Thür und dem Eintretenden lief der Kleine mit dem Ruf „Papa, Papa!“ entgegen. Es war eine hohe kräftige Männergestalt von gutem Bau und offenem, ansprechendem Aeußern. Ein dunkler Vollbart, wetterbraune Züge — eine echt männliche Erscheinung. Wahrscheinlich ein Deutscher, dachte ich; aber da die Ehegatten ins anstoßende Zimmer gingen, hörte ich ihn nicht sprechen.

So spazierte ich denn auch ins Wohnzimmer der Familie und fand den Alten am Tisch mit den jungen Leuten beim Abendessen. Ein gemütliches Bild: der dampfende Samowar, an dem Anna Katharina mit freundlichem Gesicht Thee eingoß, zwei kleine Kinder, von der jüngsten Tochter, noch bläßer als früher, bedient, der stattliche Wirt und mitten drin der Alte mit still zufriedener Miene.

Ich grüßte und sagte meinen Namen. Na, das gab eine große Szene. Der Alte zitterte vor freudiger Ueberraschung und Anna Katharina schüttelte mir so herzlich und selig lachend die Hände, daß ich verblüfft war, in diesen strahlenden Augen nichts von schmerzlichem Gedenken an den Verstorbenen zu finden. Wahrscheinlich hatte der herzliche Empfang seines Weibes auf den Bärtigen auch

viel Eindruck gemacht, denn er umarmte mich und küßte mich mit wahrer Wut.

Ehe ich mich recht versah, saß ich mitten inne zwischen dem Alten und Anna Katharina und hatte mein Theeglas und was dazu vor mir, um als Familienglied mich schnell heimisch zu fühlen.

Allgemach kriegte ich auch Mut und fragte mit dem Tone des Befremdens:

„Anna Katharina, wie heißt denn Ihr jetziger Mann?"

„Mein Mann?" lachte sie hell auf. „Nun, das ist nicht schlecht!"

„Was ist dabei zu lachen?"

Der Bärtige stieß seine Frau an und flüsterte etwas und dann lachten sie erst recht. Das machte mich fuchswild und fast hätte ich eine große Grobheit gesagt, als der Alte etwas ängstlich fragte:

„Was giebt's denn eigentlich zu lachen?

„Dein alter Jugendfreund weiß nicht, wer mein Mann ist!" rief Anna Katharina so glücklich aus, daß ich noch ärgerlicher wurde. Wie verdutzt war ich aber, als auch über Damberts Antlitz ein heller, fröhlicher Schein fiel, indem er sich mir zuwandte:

„Ist's möglich?"

„Ja, es ist möglich und schändlich und häßlich von von euch, wenn ihr alle lacht, wie die Schiffsjungen, anstatt mir ordentlich Antwort zu geben. Ich will wissen, wie der Kerl heißt!" knurrte ich.

„Friedrich!" schrieen sie alle mit einem Munde und da muß ich so ziemlich mein dümmstes Gesicht gemacht haben, wenigstens wollte ihr Lachen und Jauchzen nicht

aufhören, so daß die kleinen Gören am Tische mit einstimmten und die blasse Tochter rot wurde vor Lachen!

Allmählich legte sich der Sturm und ehe ich aus dem Wust von Erklärungen und Erzählungen was verstand, sagte der Ertrunkene:

„Still, laßt das nur sein. Nach dem Abendessen, wenn Großvater und Kinderchen zur Ruhe gegangen sind, dann trinken wir zusammen ein Gläschen Punsch und dann erzähle ich unserem alten Freunde die Geschichte meiner ‚verflossenen' Ertrunkenheit."

Ich war's zufrieden und mußte ihn immer und immer wieder ansehen, bis ich herausfand, daß er denn doch noch derselbe sei.

„Nun, Friedrich," fragte ich, „ist die Anna Katharina dir jetzt noch zu fromm?"

Anna Katharina ward rot und der Mann sagte ernsthaft:

„Nein, Onkelchen, jetzt nicht mehr."

„Aber hat's dich nicht gewurmt, daß hier alles so schön fertig war für dich? Weißt du noch, wie es dich gedrückt hatte, damals hinter dem Stall?"

„Oho! Das hat sich tüchtig verloren! Der arme Schlucker!" lachte seine Frau und warf ihm einen innigen Blick zu.

Nach dem Essen langte Friedrich eine Bibel vom Bücherbrettchen über dem Geschirrschrank und las einen Psalm vor und dann kniete zu meiner maßlosen Verwunderung alles nieder und er betete frei aber kurz. Als man wieder aufgestanden war, sprach der Alte mit zitternder Stimme den aronischen Segen und ging zu Bett im kleinen Stübchen zur Straße, wo alles stiller war als auf der Hofseite

und wo man auch mir eine Schlafstelle bereitet hatte. Die ledige Tochter brachte die Kinder zu Bett und Mann und Frau hatten jedes noch etwas in der Wirtschaft zu besorgen. Wenigstens dauerte es fast ein Viertelstündchen, bis sie aus der Küche und er aus der Wirtsstube hereinkam.

Anna Katharina hatte jetzt ein Strickzeug in der Hand und Friedrich brachte ein Päckchen krimschen Tabak herzu, ähnlichen wie wir heute hier rauchen. Als dann noch das Punschgläschen vor mir stand so stark oder so schwach, wie ich's liebe, da streckte ich meine kurzen Stelzen behaglich unter den Tisch und freute mich aufs Zuhören. Denn ihr dürft nur ja nicht glauben, daß der alte Allikas sein Lebenlang nichts wie erzählen und immer wieder erzählen wollte. O nein, nur wer auch versteht zuzuhören, hat nachher was zu erzählen. Darum braucht's euch nicht leid zu sein, wenn ihr bei mir so viel hören müßt. Wer weiß, wo es einer von euch mal noch brauchen kann, — nicht meine Geschichten, sondern, daß er das Zuhören gelernt hat.

Also mein ertrunkener Friedrich sollte erzählen und ich hörte zu:

„Daß wir damals zu viel getrunken hatten," hob er an, „werdet Ihr wohl gemerkt und noch behalten haben und daß mir das plötzliche kalte Bad sehr drollig vorkam, versteht sich von selbst. Wahrscheinlich verlor ich zuerst die Besinnung durch die Segelstange, die beim Umschlagen des Bootes unsanft mich getroffen. Als ich zu mir kam hielt ich diese Stange fest und war mit dem Boote ziemlich weit fortgerissen."

„Also doch am Boot!"

„Ja, ja, und wie ich aufgetaucht war, bemerkte ich, daß das rettende Boot mitten im Flusse Kehrt machte und

auf unser Boot zurudert. Ehe ich noch einen klaren Gedanken fassen konnte oder auch nur Zeit gehabt hätte, die Segelstange loszulassen, bin ich wahrscheinlich wieder versunken, so daß Ihr, als Ihr das erste Mal am Boote waret, mich nicht sehen konntet. Wie ich zum zweitenmal auftauchte rudertet Ihr einige Faden von mir mächtig flußaufwärts, so daß wir ziemlich rasch auseinander kamen. Da war es, wo ich anfing zu schwimmen und —, jetzt erschreckt nicht! — den gottlosen Gedanken faßte, zu ertrinken, damit ich aus all dem leeren Leben fort wäre. Ueber Sterben, Gericht und Ewigkeit dachte ich gar nicht nach. Merkwürdig aber war's, als ich die Stange hatte fahren lassen, hielt es mich über dem Wasser und ich hatte kein Herz, einfach unterzutauchen. Ohne es eigentlich zu wollen, kämpfte ich mit der Strömung und schwamm halb getrieben, so gut ich konnte. Natürlich war es sehr kalt und trotz der gewaltigsten Anstrengung erstarrten mir allmählich die Glieder. Das Boot war schon weit entfernt und ich hatte mit meinem Schwimmen nur soviel erreicht, daß ich dem Ufer bedeutend näher gekommen war. Zuletzt warf ich mich auf den Rücken, trieb eine Weile so hin und verlor wieder die Besinnung.

Als ich aufwachte, lag ich in einem rumpelnden Bauernwagen, der mich unbarmherzig hin und her warf und fror entsetzlich. Auf dem Stroh vor mir saß ein griechischer Bauer mit seinem Weibe und unterhielt sich halblaut mit ihr oder schlug dann und wann auf seine Ochsen. Es war ziemlich spät und schon schien die Sonne gesunken. In der elenden Lage konnte ich weder sprechen, noch einschlafen und hörte den Fuhrmann sagen:

„Wir müssen langsam fahren, bis es ganz dunkel wird."

„Am Ende wacht er noch einmal auf?“ fragte die Frau.

„Nichts, nichts, der hat lange genug im Wasser gelegen, bis es ihn so nahe ans Land gespült hat. Wenn's nur nicht so nahe an der Stadt gewesen wäre, hätte man ihn gleich dort auskleiden können. Jetzt aber ist es schon das beste, wir warten bis es dunkel ist, dann nehmen wir ihm die Sachen und werfen den Leichnam in die Thalschlucht vor dem Dorfe. Da läuft jetzt ziemlich heftig das Frühlingswasser, das wird ihn entweder dem Meere zuschwemmen oder deckt ihn mit Schlamm und Sand zu.“

„Saubere Fuhrleute das“, mußte ich murmeln, als der Friedrich pausierte und seine ausgegangene Pfeife wieder in Brand setzte.

„Was hast du denn da gemacht?“

„Mir ging's trotz meiner Kälte noch einmal kalt über den Rücken,“ fuhr er jetzt fort. „Und dann versuchte ich vom Wagen herunter zu kommen. Da ich aber so steif war, hatte ich keine andere Möglichkeit, als mich langsam näher zum Ende zu schieben. So machte ich's und als meine Füße schon den Boden berührten, ließ ich mich sacht herunterfallen, so daß ich auf die Erde zu sitzen kam. Meine Rettungsengel aber merkten nichts, sondern fuhren langsam weiter, ohne sich nach mir umzusehen. Einige Zeit hernach — es war schon ganz finster geworden — richtete ich mich mühsam auf und fing an den Weg zu gehen, den wir eben gekommen waren.“

„Ja, wenn du da in die Stadt gekommen wärest, hätte ich dich noch sehen müssen?“ unterbrach ich den Erzähler.

„Warte nur, jetzt kommt der schlechte Streich,“ sagte

Friedrich. „Es war wohl schlecht von mir, aber erzählen muß man's doch."

„Nun, du bist ja selbst am meisten dafür bestraft worden und uns wurdest du doch wiedergeschenkt, einerlei, ob einige Stunden oder einige Jahre nach der ersten entsetzlichen Nachricht," meinte die Frau, den vollen Arm auf den Tisch aufstützend und den ihr gegenüber Sitzenden mit einem langen Blicke anschauend.

„Also, wie ich da so hingehe und meine steifen Gliedmaßen langsam wieder Bewegung kriegen und warm werden, ging's mir durch den Sinn: Unkraut verdirbt nicht, wie wär's, wenn ich sie glauben ließe, ich sei tot und ginge auf ein Schiff oder sonst wo in die weite Welt?"

„Du leibhaftiges Scheusal, Friedrich," rief ich aus: „Dachtest du denn gar nicht an den Vater und deine Anna Katharina?"

„An den Vater, ja, aber das ist eben meine Sünde, ich gönnte es ihm gewissermaßen, weil er mir meinen Willen nicht ließ, und an die Anna dachte ich auch, aber es war felsenfest in mir, daß sie mir treu bliebe trotz alledem. Nun malte ich mir das so schön aus, wie ich als ein gemachter Mann zurückkommen und dann noch mit derselben Braut glücklich werden wollte. Ich habe auch nachher niemals ihrethalben gezweifelt, oder besondere Gewissensbisse gehabt, nur erwachte eine mächtige Sehnsucht nach ihr in meiner Seele — aber, was den Vater anbelangt, habe ich später, als ich mich bekehrte, immer beten müssen: ‚Lieber Gott laß ihn nur leben bleiben, daß ich ihn noch um Verzeihung bitten kann'."

Kurz, ich ging davon. Erst wollte ich auf ein Schiff, überlegte mir es aber, daß ich das hier jetzt nicht könne,

ohne Aufsehen zu erregen. Daher beschloß ich, mich landeinwärts zu schlagen, und auf irgend eine Weise in einen fremden Hafen zu kommen, wo ich mein Ziel eher erreichen konnte. Der nächste Ort dazu wäre Berdjansk gewesen, aber da hatte ich noch einige Bekannte und so wandte ich mich nach Osten. Und — wie ich es nachher einsah — das war vielleicht eine Hauptursache, daß es mir so ganz anders ging, als ich gedacht hatte. Westwärts wäre es mir wohl anders gegangen! Aber es war Gottes Führung und — gut ist es jetzt ja doch geworden.

Bis tief in die Nacht hinein," so erzählte Friedrich Dambert weiter, „marschierte ich ohne Weg ins Land der donischen Kosaken hinein, das ja hier jenseit des Kalmius anfängt. Totmüde legte ich mich endlich an einer Mohile*) schlafen, ohne Kopfkissen und Bett, mit feuchten Kleidern auf dem frühlingsfeuchten Boden. Als ich erwachte, war es hoher Tag und die Sonne zeigte schon ziemliche Wärme. Doch hatte sie mich nicht erweckt, sondern ein gewaltiger grauer, zottiger Schäferhund, der mein Gesicht berochen hatte. Im ersten Schrecken hielt ich ihn für einen Wolf; als ich mich aber erhob, sah ich eine Schafherde in meiner Nähe grasen und einen eisgrauen Schäfer mit langem Hirtenstocke auf mich zukommen. Wie ich aufstand, bellte der Hund gewaltig und zu gleicher Zeit spürte ich Hunger im Magen und vermißte es schmerzlich, daß ich keine Kopfbedeckung hatte.

---

*) Von Mogila-Grab, so nennt der Volksmund dort die runden Hügel, die vereinzelt auf der flachen Steppe liegen und teilweise wirklich Scythengräber, teilweise natürlich entstandene Erhebungen sind.

Der alte Kleinrusse sah mich mißtrauisch an, bis ich ihm in seiner Sprache**) zurief, er solle den Hund zurückrufen. Er that's, und dann erzählte ich ihm eine verworrene Geschichte, ich sei vom Deck eines absegelnden Schiffes gefallen und hätte mich mit Schwimmen ans Land gerettet und dergleichen, jetzt aber möchte ich am liebsten was zu essen haben. Meine Brieftasche hatte mir jener schurkische Grieche nebst der Uhr gestohlen und meine Barschaft war infolgedessen gleich null.

Nach einigem Hin- und Herreden erhielt ich denn auch ein Stückchen steinharten Schafkäse und ein paar Bissen von kaltem, geräuchertem Schaffleisch; Brot hatte mein Gastgeber selbst nicht. Mit diesem Mahl im Leibe, mein Taschentuch ums bloße Haupt gebunden, wanderte ich dann weiter nach dem nächsten Ort, wo Menschen wohnten, nachdem mir der Hirt die Richtung bezeichnet hatte.

Ein wenig sank mir bei dieser einsamen Wanderung denn doch der Mut: ohne Mütze, ohne Geld, ohne Paß! Dazu war es ja der erste Flug aus dem heimischen Nest! Aber ich schüttelte diese Schwachheit von mir, dehnte die Arme und sog die frische Steppenbrise ein. Ich wollte ein Mann werden, was leisten können, daß alle die elenden Kameraden meiner lockeren Gesellschaft mit Staunen und Beschämung vor mir zurückstehen müßten. Nach einigen Stunden lag in einer Thalsenkung eine Gruppe von Gebäuden vor mir, die meiner Zukunft Pforte sein sollten.

---

*) Bedeutend abweichend vom Großrussischen oder der Schriftsprache.

Es mochte so etwa Mittag sein, als ich an die Pforte, d. h. eine breite Lücke im Mistzaun*) kam.

Kein Mensch war zu sehen. Dort links vom Brunnen lag ein Hund im Schatten und schlief. Ueber kleinen, feuchten Tümpeln hoben und senkten sich glänzende Fliegen in warmer Luft. Weiter hinten blökte eine eingesperrte Schafmutter ziemlich eintönig. Was sollte ich machen? So ging ich ziemlich langsam heran. Die Hausthür stand offen: ich trat ein. Links ging ein schmaler Gang in die Küche, rechts stand die Zimmerthür offen. Weil aber die Läden nur angelehnt waren, herrschte ziemliche Dunkelheit drinnen. Als mein Auge sich an diese Finsternis gewöhnt hatte, sah ich ein ziemlich unordentliches Zimmer mit schlechten Möbeln und einigen Blumenstöcken am Fenster. Auf einem Ruhebette im Hintergrunde lag ein Mann und schien zu schlafen. Ich that ein paar Schritte ins Zimmer und hustete leise. Es half nichts. Jetzt räusperte ich mich lauter und scharrte mit dem Fuße: umsonst.

So setzte ich mich denn auf einen Stuhl am Fenster hin und trommelte leise und ungeduldig mit den Fingern auf die staubige Tischplatte. Es war doch nicht schön in der Fremde und ich wußte noch gar nicht, was man mit mir machen würde.

Auf einmal röchelt und krächzt der Schlafende, macht eine Bewegung und stöhnt mit heiserer Stimme: „Wasser!“

---

*) Aus Mist, Erde und Stroh werden häßliche, ziemlich unregelmäßige Zäune heute noch von Tataren, Kleinrussen und Griechen in Südrußland gebaut.

Da ich mich, unschlüssig und verlegen, nicht rührte, rief er schon lauter: „Wanja*), Wasser!“

Jetzt stand ich auf, ging ins Vorzimmer, von da in die Küche und fand dort in einem Eimer, der mit einem halben Brettdeckel versehen war, Wasser; dort auf dem Schränkchen lehnte ein großer irdener Krug ohne Henkel. Den füllte ich und eilte herein, um dem Manne das Gewünschte zu bieten.

Er setzte sich hin und trank mit langen Zügen, fast ohne abzusetzen, den ganzen Krug aus, gab ihn mir zurück und fragte mürrisch:

„A tui kto takoi?“ (Wer bist du eigentlich?)

Natürlich brachte ich wieder meine ganze Geschichte vom Absegeln meines Schiffes u. s. w. vor. Der Herr mit grauem, borstigem Haar und entsetzlichem Trinkerantlitze starrte mich halb blödsinnig, halb pfiffig an und sagte, als ich mit der Bitte schloß, mir weiter zu helfen, damit ich in Toganrog wieder auf mein Schiff komme — mit einem albernen Lächeln:

„Plennik! Jei Bogu Plennik!“ (Ein Gefangener! Bei Gott, ein Gefangener!)

Dann stand er auf und schrie heraus, man solle den Samowar aufstellen. Fluchend riß er einen Fensterladen auf und musterte mich dann von Kopf zu Fuß.

„Kannst du schreiben?“ fragte er dann.

Als ich es bejahte, nickte er zufrieden und grunzte freundlich:

„Dann kannst du hier bleiben und für mich schreiben und vorlesen, was ankommt; so brauche ich nicht mehr nach

*) Rufname von Iwan=Johann.

Iwanowo zu fahren zu dem Fuchs, dem Schreiber, der mir immer so viel Geld abnimmt."

„Aber ich habe dazu keine Zeit, ich möchte so schnell als möglich . . ."

„Still, verdammter Hund! Wer hat dich gefragt, was du willst? Hier bin ich Herr und du bist mein Gefangener. Entweder bist du mein Schreiber oder ich rufe meine Leibeigenen und wir schlagen dich mit Knutenhieben tot."

„Daß dich das Mäusle beiß! Dann wäre das Ertrinken ja fast gesünder gewesen, als das!" unterbrach ich aufgeregt den Erzähler.

„Ja, ja, Jungens, das war eben auch wirklich damals kein Spaß mit solchen einsamen, abgelegenen ‚Chutoren', wie man diese Güter da nennt, weil der Herr über seine Leibeigenen unumschränkte Gewalt hatte. Wenn er einen totschlug, so krähte kein Hahn danach. Natürlich war dann auch so ein ‚Gefangener', wie damals Friedrich Dambert, vollständig in seiner Hand."

Man sah es dem armen Schlucker an, wie die bloße Erinnerung an jene Zeit ihn traurig machte, als er dann fortfuhr:

„So war denn nichts zu machen und ich wurde oberster Sklave bei diesem kleinrussischen Edelmann. Wäre ich schlau genug und schlecht genug gewesen, so hätte ich ihn beherrschen können und wie ein Tyrann gegen die anderen mich benehmen können. So aber war ich verstimmt, wo ich mit ihm lachen und trinken sollte; so war ich angewidert von dem frechen Gebaren seiner Mägde, die mich natürlich dem alten Säufer vorzogen; und so saß ich oft stundenlang in Sinnen versunken da, statt mich beliebt zu

machen. Wenn ich dann wieder einmal von dem Angetrunkenen Hiebe und Püffe bekommen hatte, bis er besinnungslos auf seiner Schlafbank lag, und dann im Hinterhause Knechte und Mägde wüste Gelage feierten, und ich so einsam vor dem Hause saß in trüben Gedanken, dann stiegen mir wohl das Bild des ruhigen Lebens im Vaterhaus, die reine Liebe meiner Braut wie helle Sterne auf — aber es schien mir unmöglich, unerträglich, als ein Lump so wieder zu ihnen zu gehen. Zudem ließ man mich gar nicht fort.

Ein paar Monate mag das elende Leben gewährt haben, als ich mich entschloß, zu fliehen. Da war ein ausgezeichnetes Reitpferd im Stalle, das selten gebraucht ward, auf dem ich schon ein paarmal kleine Ritte zu den Arbeitern aufs Feld hatte machen müssen. Dieses Thier fütterte und reinigte ich, bis es mich gut kannte, und eines Abends, als sie sich wieder mal gründlich angetrunken hatten, nahm ich zwei schöne tscherkessische Pistolen und einen Reitermantel aus schwarzem Filz mit, setzte mich auf den Rappen und sprengte nach Osten davon. An Verfolgung dachte ich gar nicht.

Wahrscheinlich mußte aber noch irgend jemand nüchtern gewesen sein, der mich hatte fortgehen sehen, und hatte wohl den Alten geweckt, der dann in rasender Wut mit der Knute in der Hand die Säufer nüchtern machte und mit allen brauchbaren Pferden mir nachsetzte.

Daß ich nach Osten wollte, wußte man und so teilten sie sich in eine lange Kette, die so schnell als möglich gen Morgen eilte.

Ein paar Stunden war ich scharf geritten, als ich auf einer kleinen Anhöhe, mein Pferd zügelnd, Schritt ritt und

mich dabei unwillkürlich umsah. Wer beschreibt mein Entsetzen, wie ich da auf Entfernung von einigen Wersten, in der mondhellen Nacht, diese Reiter erblickte. Natürlich trieb ich jetzt mein Pferd an und jagte weiter. Aber ich war eben kein guter Reiter, der sein Tier richtig zu behandeln und jeden Vorteil zu benutzen verstanden hätte, sonst hätten sie mich niemals eingeholt, da der Rappe besser lief, als ihre Pferde. Einige Stunden gingen so dahin, ohne daß ich mir oder dem Tier Ruhe gegönnt hätte und wirklich schien mir's, als blieben die Verfolger zurück; wenigstens sah ich in weiter Entfernung nur zwei schwarze Punkte, die sich eher zu entfernen, als zu nähern schienen. Das ahnte ich aber nicht, daß die der Gegend Kundigen zum größten Teil längst abgeschwenkt waren und in einem wiesigen Thal zu meiner Rechten mich zu umgehen drohten, während ich auf unwegsamem Boden steile Schluchten hinunter- und wieder hinaufklettern mußte. Zu allem Elend bog ich selbst noch — dieser Hügel müde — in einem Thal ihnen entgegen.

Wie dieses in die größere Senkung auslief, der meine Verfolger nachgeritten waren, sah ich zu meinem Entsetzen, vielleicht zweihundert Faden hinter mir, den alten Herrn an der Spitze seiner Leute daherſprengen. Mein Pferd schaute auch dorthin und wieherte laut, was von dorther ebenfalls mit Gewieher beantwortet wurde. Ich hatte Mühe, es wieder in rechten Gang zu bringen und so kamen meine Verfolger so nahe, daß der erste Schuß auf mich abgefeuert ward. Es war schrecklich, so die Kugel vorbeipfeifen zu hören.

Und vorwärts ging's auf Tod und Leben. Denn aus den Erzählungen des alten Herrn, wenn er halb angetrun-

ken war, ging es klar hervor, daß unsägliche Marter meiner warteten, wenn ich als entlaufener Leibeigener wieder eingebracht würde.

Das Thal ward enger, die Abhänge zu beiden Seiten steiler, so daß man weder links noch rechts ausweichen konnte. Jetzt macht's eine Biegung und vor mir liegt ein ähnlicher Hof, wie der meines Herrn, nur etwas schöner war alles gebaut und sauberer gehalten. Es schien in der frühen Morgenstunde, ehe die Sonne noch heraus war, dort alles totenstill zu sein. Beim rasenden Lauf des Pferdes überlege ich mir's: Was ist besser, hier Mitleid zu suchen oder durchzusprengen? Am Ende fängt man dich hier doch! Oder die Verfolger nehmen hier frische Pferde!

Da, wie ich nahe an dem Mistzaune bin, sehe ich, wie die Hunde sich bellend vor dem Hause aufstellen und wie ein schlankes, junges Mädchen, einen roten türkischen Shawl um den Kopf, aus der Thür tritt und die Hunde beruhigt. Dicht vor ihr halte ich still, beuge mich herab zu ihr, — sie hatte ein feines Gesicht und große ausdrucksvolle schwarze Augen, — und sagte mit vor Aufregung heiserer Stimme:

„Rette mich! Dort kommt Ossip Antonowitsch*), um mich zu fangen! Ich bin kein Leibeigener, sondern ein Fremder, den er mit Gewalt festhielt!"

„Steig ab!" sagte sie kaltblütig.

Im Nu war ich unten und dachte, sie werde mich verstecken. Statt dessen nahm sie mich bei der Hand und führte mich ins Zimmer, wo ein alter ernster Mann in pelzverbrämtem Rock in einem Lehnstuhl saß.

---

*) So hieß mein erster Wirt, Joseph Antons Sohn.

In polnischer Sprache erzählte sie mit kurzen Worten dem Vater von mir und schien etwas zu bitten. Der Alte sah mich scharf an und — mir klopfte das Herz, an diesen Minuten hing mein Leben, denn schon hörte ich die rauhe Stimme meines Verfolgers vor dem Hause — sagte langsam auf russisch:

„Setzt Euch hier neben mich hin. Ihr seid mein Gast. Nehmt Mantel und Mütze ab. Jetzt bleibt Ihr hier."

Im nächsten Augenblick stolperte mit rotem Gesicht und schweißtriefend Ossip Antonowitsch, offenbar todmüde von der ungewohnten Anstrengung, herein und schrie mit heiserer Stimme:

„Das ist der Hund! Nehmt ihn, Chlopzui*)!"

„Guten Tag, Ossip Antonowitsch! Kommt Ihr, um mich zu besuchen? Warum so früh am Tage? Setzt Euch! Man wird Euch Wasser bringen zum Waschen und Sakuski**)," tönte es langsam und würdig aus dem Munde meines Wirtes, während das Mädchen mit stolzem Blick an ihrem Vater hing und dann mich ansah.

„Nichts will ich von Euch, Ilja Wladislawowitsch†)," antwortete mürrisch der andere, „sondern diesen entlaufenen Sklaven."

Damit deutete er auf mich.

Erregt sprang ich auf und sagte:

„Ich bin nie Sklave gewesen. Aus Not suchte ich, ein Verirrter, ein Unterkommen und Ihr habt mich festgehalten und . . . ."

---

*) „Jungens", im Kleinrussischen.

**) Zubiß, kaltes Frühstück mit Schnaps.

†) Elias Wladislaws Sohn.

„Setzt Euch, Fremder!“ winkte mein Wirt und fuhr ruhig fort: „Ihr könnt mir Eure Ansichten gleich mitteilen, sobald Ihr gegessen und getrunken habt. Grische, die Pferde herumführen lassen und in den neuen Stall stellen; die fremden Knechte bringt in die Herberge und bewirtet sie.“

Der letzte Befehl galt einem Diener, der an der Thür des Nebenzimmers gestanden hatte.

Ossip Antonowitsch biß sich auf die Lippen und setzte sich mit einem grausigen Fluch auf den Lehnstuhl.

Es kam richtig soweit, daß wir an einem Tische aßen und tranken und ich meine Sache erzählen konnte und mein früherer Herr nach Mittag mit seinem Pferde und Mantel und Waffen abziehen mußte. Offenbar war mein Schutzherr viel reicher und angesehener als er.

Nun, dachte ich, sei mir der Weg zum weiteren Glück gebahnt. Aber es kam wieder anders. Das hübsche Fräulein Tochter verliebte sich in mich, und der alte polnische Edelmann wollte mich katholisch machen! Das war trotz der ausgezeichneten Behandlung, die mir zuteil ward, doch entsetzlich schwer. Ich liebte sie nun einmal nicht und konnte nicht heucheln und zum katholischen Glauben hatte ich noch weniger Lust. So wurde die Stimmung in ein paar Monaten so unerträglich im Hause, daß ich einfach bat, man möchte mich gehen lassen! Die verschmähte Liebe des wilden Mädchens schlug um in rasenden Haß und der verschwendete Bekehrungseifer des alten würdigen Herrn machte kaltem verächtlichen Benehmen Platz, so daß es mir selbst leid that, als ich so scheiden mußte von dem Hause, wo man mir das Leben gerettet hatte.

Aber anständig blieb der polnische Edelmann doch.

Er entließ mich reitend und begleitet von einem Knechte bis Taganrog.

Jetzt hoffte ich endlich, obschon es Herbst geworden, mit einem Schiffe fortkommen zu können. Leider fand sich aber nur eine elende Barke, die nach Rostov und den Don herauf bestimmt war. Um nicht Not leiden zu müssen, nahm ich dort Dienst. Freilich war das Essen und die Behandlung erbärmlich, aber ich verdiente doch mein Brot zum erstenmal mit Arbeit selbst. Und wenn's dann noch so schwer ist, man kriegt damit Achtung vor sich selbst und die elende Grütze mit gesalzenem und getrocknetem Fisch schmeckte mir besser als die oft sehr schmackhaften Gerichte, die ich bei Ilja Wadislawowitsch gegessen hatte, die mit zärtlichen Blicken aus schwarzen Augen und kaholischen Legendengeschichten gewürzt waren.

Als es aber Winter wurde, war die kurze Bootsmannsherrlichkeit am Ende und so wanderte ich mit Kameraden zu Fuß über die kurze Landstrecke, die zwischen dem Wolgaknie und dem Don liegt, um an der Wolga irgendwo Arbeit zu suchen.

Doch was soll ich Euch so lange mit der Aufzählung aller der elenden Abenteuer aufhalten, die so ein verlorener Sohn durchmacht! Die Anna hat schon ein paarmal gegähnt, glaube ich. Ich will's kurz machen. Habt Ihr gehört was ein Burlak ist?"

„Nein."

„Nun, so nennt man die Schiffsknechte, die, einen breiten Lederriemen über Brust und Schultern, an einem langen Seil unter eintönigem Gesang mit vorgebeugtem Oberkörper bei Sonnenbrand und Regenschauern die leeren Barken auf der Wolga stromaufwärts ziehen. Langweilig,

ermüdend, abtötend ist diese Arbeit — und die größte Zeit meiner Abwesenheit von Hause habe ich damit zugebracht, in elender Gesellschaft als Burlak zu arbeiten. Das hat dazu geholfen, daß es innerlich hieß: Und er schlug in sich und sprach: Wieviel Tagelöhner hat mein Vater, die Brots die Fülle haben und ich verderbe im Hunger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!"

Den Ausschlag gab's aber erst, als ich in Zarizin krank darnieder lag und da im größten Elend von einem deutschen Kolonisten, der neben mir im Spital lag, zum erstenmal auf den Heiland hingewiesen wurde. Da habe ich geweint und gebetet und Buße gethan und gelobt, wenn ich gesund würde, sofort und sei es als Bettler nach Hause zu gehen. Und so kam es denn auch.

An die drei Jahre nach jenem Unglückstage trug man dem alten Dambert einen abgemagerten, schmutzigen, todkranken Bettler ins Haus, und legte ihn auf der Schwelle der schönen Anna Katharina zu Füßen und sagte: „Das ist der Friedrich!"

Und da hat der Vater geweint und Anna Katharina geweint und dann haben sie mich gepflegt und gesund gebetet und gesund geliebt . . .

Da überkam's den starken Mann wie eine viel stärkere Rührung und er sprang auf und zog sein errötendes Weib an seine Brust und wie er sie küßte, fiel eine Thräne auf ihre Wange.

So etwas kann ein Junggesell nicht sehen. Darum kehrte ich mich ab, rührte mit dem Löffel im leeren Punschglas und sagte:

„So, so, also jetzt war sie ihm recht, dem Schlingel, die er erst nicht wollte, dieselbe Braut."



Der Lumpensammler.

Es war im vorigen Sommer. Der Tag war heiß gewesen, um so schöner schien's am Abend zu sein und das lockte mich hinaus. Auf dem Spaziergang durch die Vorstadt unserer guten Stadt ..... fand ich an einer Straßenecke einen alten, ärmlich gekleideten Mann. Erschöpfung vielleicht Krankheit hatten ihn gezwungen, sich hier einen Augenblick auszuruhen und da war er, an den Sack gelehnt, eingeschlafen. Der morsche Filzhut lag neben ihm, die Linke hielt einen Stock, der unten in einen eisernen Haken ausging, lose gefaßt. Sein hageres Gesicht, von weißen, wallenden Haaren eingerahmt, hatte einen angenehmen friedlichen Ausdruck: ein Maler hätte es sicherlich als Typus eines „edlen Greises" auf die Leinewand gebracht. Wie ich dieses Antlitz aber aufmerksamer studiere, finde ich neben dem friedlich freundlichen Ausdruck tiefe Falten und Striche, wie wenn Kummer und Leid diese Schatten mit hineingezeichnet hätten, um dem Bild das Rätselhafte zu verleihen, daß den Beschauer vor ihm stehen zu bleiben zwingt. So ging's mir.

Unwillkürlich war ich stehen geblieben und betrachtete stumm den fremden Bettler. Da rasselte ein Lastwagen dröhnend um die Ecke und der Alte erwachte. Erschreckt sah er mich an, dann richtete er sich mühsam auf und bat leise:

„Erbarmen Sie sich und helfen Sie mir!"

„Womit?" fragte ich.

„Ich habe keinen Bekannten hier in der Stadt und seit gestern bin ich krank."

„Dann wünschen Sie wohl, daß ich Ihnen ins Hospital helfe?"

Wie abwehrend hob der Alte die Hände in die Höhe und schüttelte den Kopf.

„Nun, warum wollen Sie nicht ins Hospital? Wir haben gute Aerzte und freundliche Behandlung für jedermann im Stadthospital," sagte ich verwundert.

„Ich habe keinen Paß — meiner ist seit drei Wochen abgelaufen — und da werde ich nicht aufgenommen*)," erklärte er mühsam.

„Aber die Polizei läßt Sie doch nicht hier liegen?" fuhr ich fort.

„Nein, nach einiger Zeit kommt wohl so ein Gorodowoi und dann steckt man mich vielleicht ins Loch, — bis ich ende wie ein räudiger Hund! — Nein, Herr, erbarmen Sie sich und thun Sie einem alten kranken Mann um Jesu willen einen Liebesdienst. — Sie werden auch einmal alt werden, vielleicht auch krank und schwach unter Fremden

---

*) Anm.: In Rußland spielt der Paß überhaupt eine viel wichtigere Rolle als in Deutschland. Paßlosigkeit ist einem schweren Verbrechen gleich!

darnieder liegen — und unser Heiland sagt: „Was ihr gethan habt einem dieser geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan."

Ich stand schweigend da. Offen gestanden, die Sache war mir bei all meinem Christentum sehr fatal. Vor vier Wochen hatte ich mich verheiratet, hatte mit meiner junger Frau eine reizende Wohnung bezogen, wo all die schönen Dinge der guten Aussteuer noch im ersten Glanze standen. Unsere Plüschteppiche und Damastmöbel standen mir vor dem Geistesauge und nun sollte ich diesen alten Haderlump bei uns aufnehmen? Was würde Adele dazu sagen? Und doch lag's mir schwer auf dem Herzen: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf!"

Der alte Bettler mußte doch mehr als Lumpen gesammelt haben in seinem langen Leben, denn als Seelenkenner las er mit feinem Lächeln mir den ganzen Kampf in den Augen.

„Bester Herr, ich bitte nicht, daß Sie mich bei sich aufnehmen sollen; so dreist und weit gehen meine Wünsche nicht. — Aber vielleicht haben Sie in Ihrer Bekanntschaft irgend eine arme Familie, die mich aufnehmen könnte."

„Richtig!" rief ich erleichtert und erfreut. „Ja, ja, das ist besser, ich werde für Sie bezahlen."

„Nein, lassen Sie mich ausreden. Ich habe einen Notpfennig von über vierzig Rubel; dafür könnte ich mich bei ordentlichen, einfachen Leuten eindingen, aber ich weiß nur nicht wo?"

„Aber ich weis! He, Droschke, hierher!"

In meiner Junggesellenzeit hatte ich eine alte esthnische Aufwärterin und Wäscherin gehabt, Babette Mahl-

mann, kurz von jedermann „Mahlmannsche" genannt. Sie sprach schlecht deutsch, hatte aber ein gutes Herz und hing sehr an mir. Auf meine Verwendung hin, würde sie den Alten gewiß aufnehmen.

Wir fuhren hin und wirklich, die prächtige Seele nahm den Haderlump mit seinem halbgefüllten Sack voll Lumpen bei sich auf. Erleichterten Herzens ging ich heim und erzählte beim Abendessen mit heiteren Worten meiner Frau das Erlebnis.

Geschäfte aller Art trieben mich am andern Tag in der Stadt umher und so vergaß ich meinen „aufgesammelten Lumpen," wie meine Frau ihn nannte, vollständig Abends hatten wir Besuch gehabt, der sich erst nach zehn Uhr empfahl. Als ich die Herren bis auf die Treppe begleitet hatte und eben im Begriff stand, wieder hineinzugehen, stürzte eine dunkle Gestalt die Treppe hinauf und keuchte atemlos nur die Worte heraus:

„Schändlich, Herr Dokter, schändlich!"

Jetzt blieb die Person vor mir stehen und ich erkannte im Dämmerlicht des Treppenflurs die alte Mahlmannsche. Zum ersten und einzigen Mal seit unserer Bekanntschaft sah ich sie ohne die riesige schwarze Haube. Sie hatte in der Eile nur ein Umschlagetuch umgenommen.

„Ja, Herr Dokter, schändlich! Ganz entsamtig*) ist sowas von das Mensch!"

„Was ist denn los, Mahlmannsche? So reden Sie doch!"

„Nanu, was denn mehr noch! Schpaß in Dischkasten —, er ist heut Abend wahrhaftig gestorben!"

---

*) infam.

„Wer?"

„Na, wenn Sie nich wissen, was weiß ich, was er is gewesen. Sie haben ihm doch bei mir gebringt. Dies alte Bettelkerl mit sein alt stinkrigen Sack auf Puckel muß grad' bei Mahlmannsche kommen zum Versterben! Och, du meine große Zeit! Mit was habe ich diesen Kreuz verdient?"

Der alte Lumpensammler war gestorben. Umständlich erzählte mir Frau Mahlmann die Geschichte der letzten Augenblicke des Bettlers. Eigentlich war die gute Seele selbst sehr ergriffen und gerührt, denn mehr als einmal wiederholte sie: „Er starb grad wie ein Pastor —," obwohl sie noch niemals einen Pastor hatte sterben sehen. Vom „Nach—Hausekommen" hatte er geredet und leise ein Lied gesungen, von dem sie nur verstanden die Worte: „Ruhe — Jesus — Frieden."

Zum Schluß zog sie ein dunkles Päckchen heraus und gab's mir mit den Worten: „Ja also, und dies hat er noch an Ihnen geschonken, sagt er, dafor, daß Sie ihm von Straße aufgekrepelt haben und nicht zus Lazarett gebringt haben, sagt er."

Befremdet nahm ich das Päckchen, beruhigte die lamentierende Alte, indem ich ihr versprach für das Begräbnis Sorge tragen zu wollen und ging hinein.

Als ich den fettigen Lederlappen auseinanderschlug, fiel das oberste lose Papier zur Erde. Es war der abgelaufene Paß des Alten, lautend auf „Leonhard S ....., aus Lemsal, Kleinbürger, Witwer, lutherischer Konfession" u. s. w.

Mit einem unwillkürlichen Seufzen legte ich den Paß beiseite.

Alles Uebrige war in blaues Zuckerpapier eingewickelt, auf dem mit frischen Bleistiftbuchstaben geschrieben war:

„Was ich im Lauf von sechzehn Jahren im Kehrichthaufen gefunden."

Der Packen enthielt eine Menge bedruckter und beschriebener Papierstücke, von denen manche wie aus einem Buch ausgerissen schienen, andere, die ursprüngliche Papierfarbe verleugnend, kaum noch erkennen ließen, was darauf stand. Viele waren in ein zusammengefaltetes Stückchen Schreibpapier eingeschlagen, auf dem dann wieder mit Bleistift Notizen gemacht waren. Die merkwürdige Sammlung war nach Nummern geordnet. Am Schreibtisch stehend, fing ich an eifrig Nummer für Nummer zu durchfliegen.

Nr. 1. (Ein Streifen Schreibpapier, auf dem von Frauenhand folgende Verse geschrieben standen.)

Es stehen die Frühlingsblümchen
Da draußen in eisiger Nacht, —
Es bangte mir wohl um die Kleinen,
Wüßt' ich nicht, wer sie bewacht.

Und der die kleinste Blüte
Im kalten Feld bewacht,
Er wahrt auch deine Gemüte
In jener Sorgennacht.

Rings um die Verse waren halbverwischte Bleistiftworte:

„Ein närrisches Kind hat's gemacht und sich wohl daran gefreut und ein anderes Kind hat's gelesen und sich daran erbaut .... Narren und Kinder mögen an einen Gott glauben, der Blumen und Menschen bewacht. Ich

glaub's nicht; denn mich hat er vergessen und Lumpensammler werden lassen."

Nr. 2. (Ein Stück Zeitungspapier, Jahrzahl, Titel des Blattes, Verlagsort nicht zu erkennen.)

„Am heutigen Tage hatte sich der Lemsaler Kleinbürger Leonhard S .... wegen Diebstahl zu verantworten. Im Comptoir von Lent und Comp. angestellt, hatte er eine größere Summe entwendet. Er leugnete standhaft, wurde aber auf Zeugenaussagen und eine Reihe von klar bewiesenen Thatsachen hin, die gegen ihn sprachen, zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt." Auf dem Mantel aus Schreibpapier, in den dieser Zeitungsausschnitt eingeschlagen war, hatte offenbar wieder der Alte geschrieben:

„Gefunden zwei Jahre nach dem. — Abgesessen .... aber unschuldig. Gemeine Brut, Schurke, Lump und Comp. hat mich ins Elend gebracht. Um Dienst und Brot und Ehre bin ich gekommen und: Ehre verloren, alles verloren. Was nun? Betteln mag ich nicht, Graben kann ich nicht? Herr Gott im Himmel, sieh zu, daß ich kein schlechter Kerl werde."

Nr. 3. (Offenbar aus einer Gedichtsammlung.)

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen:
Sei nicht im Leid darüber, es ist nichts.
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen:
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen!
Geh an der Welt vorüber, es ist nichts!

Glosse mit Bleistift geschrieben: „Bei Gott, das ist wahr. Die ganze Geschichte, Leben und Arbeit, Müh' und Glück — ... es ist nicht wert, daß ein vernünftiger Mensch

daran denkt und darum sorgt —, wenn nur der Hunger nicht wäre!"

Nr. 4. (Ein halbes Blatt aus einer illustrierten Zeitschrift, denn auf der einen Seite sieht man die untere Hälfte einer Winterlandschaft, gefrorene Pfützen und einen Fluß, der in einen See mündet: alles gefroren, tot, kalt und öde; unter dem Bilde steht: „Winters Bann," Landschaft von Paul Ka . . . , fehlt eine Ecke mit dem untersten Rand, so daß der Familienname des Künstlers unvollständig ist. Auf der Rückseite des Bildes finden sich folgende Zeilen.)

„Zu unserm Bilde: Winters Bann."

„Lebensleid gleicht der Nacht des Winters. Flüsse und Seen bannt und beugt der starre unerbittliche Frost, daß sie sich nicht regen können. Von ihrer Kraft und ihrem reichen Leben und Weben im Sommer ist nichts geblieben, kein Zug ist mehr zu erkennen; denn Todesstarre ist ein schlechter Portraitmaler. So beugt bittres böses Leid das bange Menschenherz gewaltsam zu Boden und ein kaltes ödes Wesen behalten die Leute, die nicht am gebrochenen Herzen starben, sondern mit solchem weiter leben müssen. Der Winter läßt uns die Hoffnung, daß nach ihm ein Frühling komme, der Ketten bricht und Riegel sprengt — . . ., wohl dem Herzen, das auch solch eine Hoffnung kennt! Aber nicht alle bannt Winterfrost und Lebensleid in gleicher Weise. Der weite Ocean und die kleine, aber kräftig sprudelnde Quelle — sie beide bleiben frei von Eis. Fehlt dir die stille Größe, dem Leid sie entgegenzusetzen, — so laß es an stetiger Springkraft nicht fehlen, an mutiger Arbeit und elastischem, frischem Bewegen; und du bist doch noch so klein, du brauchst dich nicht zu

beugen. Pfützen und träge breite Flüsse frieren am schnellsten zu: kleine, seichte Seelen und träge Gemüter, die jeden Kampf scheuen, verzweifeln und verkommen zuerst. Kampf ist Leben und . . . . ."

Hier hatte des Lumpensammlers Hand die Bemerkung an den Rand geschrieben: „Oceane giebt's wenig in der Welt; ich meine, in den Herzen auch. Gut wär's, zu wissen, woher die Springkraft nehmen, wenn einem alles verhagelt ist. Kartoffel, Brot und Brunnwasser innerlich und kalter Regensturm äußerlich — . . . Da hört sich die Kraft auf! Ja, wenn meine Frau noch lebte! Sorge für Weib und Kind, Arbeit um Leben und Liebe —, das mag ordentlichen Leuten Kraft geben! Bettler und Lumpensammler aber können nichts! Und „Hoffnung?' Ist das nicht am Ende nur ein täuschendes Bild? Gut für den, der sich will hinhalten lassen. Ich glaube nicht mehr an die Hoffnung — . ., bin also der gefrornen Pfütze gleich; giebt's ein Auftauen, dann vertrocknet sie doch bald."

Nr. 5. (Mauerplakat, auf schlechtem Papier mit Spuren vom trocken gewordenen Kleister. Beim Abreißen von der Mauer muß eine Stelle festgeklebt und ausgerissen sein.)

„Heute am 21. April abends . . . . . findet im Saale des adligen Klubs zum Besten d . . . . . und Hungernden in . . . . . ein Subskriptionsball statt . . ."

Zwischen den Zeilen stand: „Da tanzen sie und springen und essen und trinken . . . und davon sollen die Hungernden satt werden! Das nennen sie Wohlthätigkeit? Hungert lieber an einem Abend und gebt den Armen, was Licht, Quartier, Bedienung und Luxus kosten würden! Und ich glaube wahrhaftig, sie thun sich auf ihre guten Werke

noch was zu gut! Schlechtes Volk! Schlechte Zeiten! Schlechte Welt!"

Nr. 6. (Ein Blättchen feinen hellblauen Velinpapiers, aus einem Stammbuch.)

„Meinem lieben Vetter August.

„Suche, o Freund, das Glück in deinem eigenen Herzen,
Findest du dort es nicht, suchst vergeblich du es."

Heiligensee, d. 20. Juni 1868.

Behalte lieb deine alte Cousine
Adele Armgut."

Drunter die Bleistiftworte: „Glücksucher sind's dummste Volk, einerlei ob sie's in Californien suchen oder „im eigenen Herzen". Glück giebt's keins, braucht man auch nichts zu suchen."

Nr. 7. (Ein Stück Notenpapier, auf dem eine anspruchslose einfache Melodie zu folgendem Text gesetzt ist.)

Todesstille auf der Fläche,
Ueberweht von weißem Schnee —,
Eiseszauber bannt die Bäche; —
Nur mein Herz schlägt wild und weh!

Doch bald wird's zur Ruh sich neigen,
Denn mein Schmerz, er lebt ja nur,
Bis ich nichts mehr nenn' mein eigen,
Als ein Grab auf fremder Flur.

Dazu der Alte: „Recht, recht, das ist's was ich brauche, ein Grab! Dann wird's stille werden, dann muß das Stürmen des wilden Herzens aufhören, das an die grauen Haare und an den Lumpensack nicht glauben will, sondern immer noch jung sein möchte und froh!"

Nr. 8. (Ein Zeitungsausschnitt. Nach Format und Druck könnte es aus der St. Petersburger Zeitung stammen.)

Selbstmord und Selbstmordversuch. In ihrer Wohnung erhängte sich am 25. Mai, die Kleingebürgerin Olga Iwanow. Zuspät kamen Leute hinzu und schnitten die Schlinge ab, sie hatte ausgeatmet. Ein Zettel auf dem Tische besagte, daß Ueberdruß am Leben und äußere Notlage die Motive gewesen, die sie zwangen Hand an sich zu legen. — Am selben Tage warf sich ein ältlicher Mann mit selbstmöderischer Absicht in den . . . (Ein dunkler Fleck macht hier eine Stelle unlesbar) . . . . . Aufs Polizeibüreau gebracht, gab er an, daß er Ferdinand Milsky aus Warschau sei, und sich ins Wasser gestürzt habe, um dem Hungertode zu entgehen. Wiederholt wandte er sich mit heftigen Worten an den Gorodowoi, der ihn herausgezogen hatte: „Warum hast du mich gerettet? Jetzt wäre ich all den Jammer los! Hast du mich nicht sterben lassen, dann sorge auch für mein Fortkommen."

Am Rande standen halbverwischte Zeichen, die ich mühsam entzifferte.

„Einer ist's geglückt —, sprecht sie selig. Dem andern nicht; armer Kerl. Weiß, wie Dir's muß zu Mut gewesen sein. Hab's selbst erfahren. Als das Wasser zusammenschlug über mir, da war mein letzter Gedanke: Gott sei Dank, nun bist du den ganzen Lärm auf einmal los —, aber, als sie mich dann wieder zum Atmen gebracht in der Polizeistube, da hab' ich auch geflucht und geschrieen! Nicht einmal sterben wollen sie einen lassen, und leben helfen sie ihm doch nicht."

In dem Augenblick fuhr ich zusammen Mir war's, als hätte mich jemand beim Namen gerufen. Man wird

nervös, wenn man abends spät nach einem angreifenden Tage in stilles Lesen vertieft, alles um sich her vergessen hat. Und mir stand die ganze, weltschmerzliche Existenz meines armen Lumpensammlers so lebhaft vor Augen! Nur noch ein ganz klein wenig Einbildungskraft und man sah ihn, wie er mit seinem geliebten Weibe ein zufriedenes Leben führte. Dann vereinsamt durch ihren Tod, verbittert durch Ungerechtigkeit, sank er schnell von Stufe zu Stufe, bis er, über dessen Wiege sich vielleicht auch einst ein betend Mutterherz gebeugt und leise, leise gesungen: „Breit aus die Flügel beide," sich selbst in trotzigem Verzweifeln das Leben nehmen wollte. O, ich konnte mir sein ganzes . . . . ."

„Reinhold!" rief's wieder. „Reinhold, was treibst du da eigentlich?" Und mit erregtem Gesicht, das die Unzufriedenheit über das antwortlose Rufen deutlich zeigte, erschien meine Frau auf der Schwelle.

Verlegen, ich weiß selbst nicht warum, wie ein ertappter Schuljunge, warf ich die Blätter auf den Tisch und wandte mich um.

„Sag, was treibst du eigentlich?" fragte meine Frau.

„Ich las allerlei," wich ich aus.

„So geheimnisvoll thust du, als wären's Liebesbriefe aus früherer Zeit. Ich müßte wohl noch gar eifersüchtig werden?" scherzte sie.

„Thu's nicht! Eifersucht schadet dem Teint: alle Eifersüchtigen sehen gelb aus! Beruhige dich, ich möchte noch etwas hier blättern und ordnen, dann komme ich auch schlafen."

„Na meinethalben, gute Nacht."

„Gute Nacht."

Kaum wandte sie fortgehend den Rücken, so nahm ich meine Lektüre wieder auf; nur hatte ich die übrigen Blättchen durch einander geworfen und war jetzt nicht mehr in der Reihenfolge.

Nr. 19. (schien ein Stück aus dem St. Petersburger Sonntagsblatt zu sein, etwa der unterste Teil der letzten Seite, denn darauf stand:
St. Kathar.-K. 10½ Uhr Gottesdienst. P. Hasenjäger.
St. Michaelis-K. 10½ Uhr Gottesdienst. P. Masing.
Jesus-K. 1 Uhr Gottesdienst P. Hesse.
St. Marien-K. auf d. Ptsb. S. 10½ Uhr. P. Masing.
Nachm. 3 Uhr. Russ. Gottesd. P. Masing.
St. Marien-K. d. Smolna-Witwenh. 10 Uhr. P. Ottho.

(Ein paar weitere Gottesdienstanzeigen, sowie die Aufgebotenen und Verstorbenen waren mit Tinte durchstrichen, leserlich war nur noch ganz unten: P. A. Montag den 20. Januar bei P. Dalton." Zwischen den durchstrichenen Zeilen las ich die sehr klein mit Tinte geschriebenen Worte: „So viel Gottesdienste werden hier in Petsb. gehalten für die Leute, die gute Kleider haben und vielleicht ein gutes Gewissen! Mir fehlt beides, darum habe ich nichts in der Kirche zu suchen. Und mich sucht niemand, braucht niemand! Wie lange war ich in keiner Kirche! Gott, erbarmst du dich über das Vieh des Feldes, dann erbarme dich auch über mich, sonst kann's nicht lange mit mir so gehn — oder geht's am Ende so schlecht fort, auch wenn der Leib fault, wie die Lumpen?"

Nr. 27. Eine Rezeptetikette von einer Medizinflasche. Auf der Seite, wo der Apotheker die gewerbsmäßigen Krakelfüße gemacht, die die Namen der zur Mixtur gebrauchten

Mittel angeben sollen, war rings herum halb verwischt mit Bleistift geschrieben:

„Das haben sie mir im Spital eingegeben, als ich lange krank gelegen. Das andere Rezept hätte ich auch gern, was mir der Mann gesagt, den sie den „Stadtmillionär"*) nannten; es soll die kranke Seele heilen. Ich will's aufschreiben und immer wieder lesen, damit ich's nicht vergeß: ‚Jesus macht die armen Sünder selig.' — ‚Jesus vergiebt alle Schuld.' — Wenn ich's glauben thät, aber ordentlich, dann würde ich vielleicht wirklich selig und käm' zu meinem Weib in den Himmel! Jesus, hilf glauben an Jesus!"

Nr. 33. Ein Blatt starken gelben Papieres, auf dem mit wunderhübschen Buchstaben, es sah aus wie lithographiert, stand:

Trost.

Frei nach Lermontovs: W minutu shisni trudnuju.

Für des Lebens dunkle Stunden,
Wenn das Herz von Trauer schwer —
Hab ich ein Gebet gefunden,
Das ich laut mir sage her.

Es sind Kräfte, die beglücken
In der Worte Harmonie
Und ein heiliges Entzücken
Unbegriffen weht durch sie.

Lasten wälzen sich vom Herzen
Aller Zweifel ist verscheucht,
Glauben, Weinen nach den Schmerzen
Macht das Herz so leicht, so leicht!

*) Stadtmissionar.

Auf der freien Rückseite hatte mein alter Lumpensammler geschrieben:

„Ganz hübsch. Nur weiß ich nicht, was für ein Gebet gemeint ist. Mir ist ein altes Kindergebet wieder eingefallen, seit ich Gottes Kind geworden durch seine Gnade und das hat mir solchen Wohlklang, daß ich oft zwanzigmal an einem Tag es beim Essen oder beim Sammeln in den Bart murmele und mich daran erquicke. Will's noch einmal daher schreiben.

Breit aus die Flügel beide
O Jesu, meine Freude
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

Nr. 39. Eine Visitenkarte von marmoriertem Papier, auf dem mit goldenen Buchstaben, in gotischer Schrift, Name und Stand des Inhabers verzeichnet war.

Adolar Graf Rohdenhöft.
Hauptmann a. D.

Die rechte untere Ecke war eingekniffen und zu den beiden letzten Buchstaben hatte der Alte die Glosse gemacht, die sich rings um die Karte herumzog:

„a. D.! Und das setzt er ganz stolz unter seinen Namen! Außer Dienst! Was hilft's, was er gewesen! Was helfen die Goldbuchstaben? Darauf kommt's an, was man ist und bleibt und daß der Name mit blutroten Buchstaben sei eingeschrieben im Lebensbuch. Darum bin ich stolz, daß ich Jesu Eigentum bin, da komm ich niemals außer Dienst und daß mit seinem Blut mein alter simpler

Sündername droben in seinem Buch geschrieben steht. Des bin ich so sicher, als hätt ich's selber gelesen. Jesu, dir sei Dank dafür!"

Nr. 42. Ein Briefbogen, alle vier Seiten beschrieben.

Den 14. Oktober, 1868.

„Mein lieber Kommilito!

Die fröhlichen Burschenzeiten sind vorüber, doch bedauere mich darum nicht; eigentlich bin ich froh darüber. Man lebt doch sehr egoistisch nur für seine Ausbildung und für jugendfrohes Vergnügen auf der Universität. Hier im Probejahr bei einem alten Pastor einer großen Gemeinde lernt man das Leben anders kennen, als dort im Kolleg oder in der Kneipe. Hier schlägt das Menschenherz in Leid und Lust, trotzig und verzagt einem alle Tage entgegen und verlangt Trost oder Belehrung; — in jedem Falle verlangt es immer etwas von uns. Da streift man erstens die selbstsüchtige Art des Arbeitens immer mehr ab. Es fragt sich nicht so sehr, was lernst du heute alles verstehen und begreifen, sondern was kannst du heute der alten lahmen Liese an ihrem Krankenlager sagen, oder wie tröstest du heute die Witwe des Lehrers in Rannamäggi, der acht Kinder in großer Armut hinterlassen. Zweitens tritt, obwohl die Arbeit ernster und angreifender, der Begriff der Erholung und des Vergnügens im Sinne der Welt immer mehr zurück und man nähert sich von weitem dem Worte Jesu: Meine Speise ist, daß ich den Willen thue des, der mich gesandt.

Bisweilen kommt so ein blutjunger Pastor-Adjunkt in große Verlegenheit. Man hat uns auf der Universität mit Athanasius und Hegel besser bekannt gemacht als mit

der Krankenstube und dem Sterbebett. Da erlebte ich neulich eine reizende Geschichte. Ich werde bei Nacht und Nebel sechsundzwanzig Werst weit zu einem sterbenden Bauer geholt und soll ihm das Abendmahl geben. Müde gerüttelt auf schändlichem Fuhrwerk und dito Weg komme ich halb erfroren an. In der einzigen Stube liegt der Kranke auf dem Strohlager und spielen auch seine drei bis vier Kinder fröhlich mit Hobelspänen und einem weißen Kätzchen. Ich wußte wieder einmal gar nicht, wo ich anfangen sollte. Wie ich die heiligen Geräte auf den Tisch stelle, bete ich innerlich: „Ach Herr, der du Bileams Eselin hast reden gelehrt, hilf auch mir was sagen!" Da kehrt sich der Kranke von der Wand herum und sagt mit halblauter Stimme zu seinem achtjährigen Sohne: „Tönnis, sei jetzt still, der Pastor will mir das Nachtmahl geben, ich gehe nun bald zu meinem Heiland Jesu Christo."

Der blonde Knabe sprang ans Bett, faßte aufgeregt des Sterbenden Hand und fragte: „Vater ist das wahr? Gehst du jetzt wirklich zum Herrn Jesus?"

„Ja, mein Sohn, ich hoffe es."

„O, lieber Vater, dann bitte ich dich, vergiß nicht, dem lieben Jesus dafür zu danken, daß er für uns gestorben ist und bitte, grüße ihn auch herzlich von mir und Karl und Leena."

Nun, lieber Freund, ich brauche dir wohl nicht weiter zu sagen, daß mein Gebet erhört war. Des Knaben reizende Bitte war mir Text und Thema genug und vielleicht war die beste Beichtrede, die ich an Sterbebetten je halten werde, das, was ich da gesagt aus weichem Herzen und mit feuchten Augen. Als der Alte mir nachher so herzlich dankte für den „schönen Trost," schämte ich mich

und mußte an mich halten, um ihm nicht zu sagen, daß sein Sohn meine Rettung aus der Not bewirkt.

Siehst du, was in dem selben Jahr, wo ich Dorpat verlassen, schon für ein Philister aus mir geworden ist. Na, behalt bis dahin doch lieb deinen vielbeschäftigten und noch sehr ungeschickten — Fritz.

Deine Dogmatikhefte schicke mir, sobald du sie nicht mehr brauchst." —

An den Seitenrand dieses Briefes hatte des Alten steife Hand geschrieben: „Tönnis, du hast recht. Das ist unsere Pflicht, ihm von ganzem Herzen zu danken, daß er uns erlöst. Da kann man sich ja beinahe auf seinen Tod freuen, wo man mit Christo zusammenkommt und ihm danken kann, persönlich und sichtbar, für alle seine Gnade. Ich will's denn auch thun."

Nr. 43. Eine ausländische Postanzeige. (Wer weiß, wie die in einen Kehrichthaufen Rußlands verschlagen war!)

„Ober-Post-Direktionsbezirk Oppeln.

Post-Amt Ratibor.

Mitteilung.

Sie werden benachrichtigt, daß unter heutigem Tage für Sie ein Geldbrief Wert (zwanzig Thaler) von Berlin eingegangen ist.

Ratibor, den 2. Dez. 1887

(L. S.) Geld-Post-Expedition II.
Czeppan.

Auf dem Raum, wo die etwaige Vollmacht zu stehen hat, fand sich folgende Notiz: „Was so ein Dingschen für eine Bedeutung haben kann! Vielleicht sollten die zwanzig

Thaler einen Hungernden aus bitterster Not reißen, vielleicht waren sie die mühsam zusammengesparten Zinsen eines geliehenen Kapitals und der Schuldherr braucht sie zum Champagner! Ja, wie mancher freut sich über solch einen Brief und doch, was sind zwanzig Thaler! Für die Leute, an die kein solch ein Brief adressiert ist, hat der Herr gesorgt: einundzwanzig Briefe und sechs Pakete hat er ihnen im N. T. ausgefertigt und drin liegt die Anweisung aufs Himmelreich. Ach, daß sie's doch alle glaubten und hätten, was der Herr ihnen schickt. Aber es geht damit oft, wie mit dieser Anzeige: sie lassen sie liegen auf der himmlischen Post und die Anweisung kommt zu den Lumpen. Einst wird der Herr all seine Postanzeigen sammeln und sie ihnen zur Schande vorhalten! Wohl dem, der schon quittiert hat: empfangen im Glauben, bewahrt mit Liebe und angelegt auf Hoffnung!" —

Nr. 65. Ein halbes Blatt aus einem Volkskalender oder dergleichen. Auf der einen Seite war ein ziemlich einfacher Holzschnitt, eine Dorfszene darstellend, auf der andern Seite, die zwei Spalten hatte, stand in der einen Spalte ein Liedlein, die andere füllte eine kleine Anekdote:

Sängerweihe.

Ich hab der Welt gesungen
Von Leid und Liebe viel,
Bis mir die Saiten gesprungen
An meinem Saitenspiel.

Da hing die stumme Leier
Gar lange an der Wand,
Bis sich ein dichter Schleier
Vom Staub darüber fand.

Doch an der Wand die Stelle
Ward jüngst um Mitternacht
Urplötzlich tageshelle,
Daß ich erstaunt erwacht;

Da sah ich einen knieen
In sonnenlichtem Kleid
Und neue Saiten ziehen
Von heilger Hand geweiht.'

Er ließ die Saiten klingen
Und sang manch süßes Wort:
Mir tönt so Klang wie Singen
Noch heut im Ohre fort.

Was ihr mich spielen höret
Und singen jetzt so gern:
Mich hat's der Herr gelehret,
Und Ehre sei dem Herrn! —

Ein Schwabenstück.

Pfarrer (trifft auf der Dorfgasse einen sehr alten Bauern): „Grüß Gott, Michel, wie geht's?"

Michel. „Wie soll's go? 's got nit meh sehr, de Boane wolle nit meh."

Pf. „Nun, lieber Michel, bald wird der Herr Euch ausspannen; da droben giebt's Ruh für die müden Knochen?"

Michel. „Sell woll' mer noh dahing'stellt sein losse; wird's da nimme z'schaffe gebe? Wird's da nit zum letzte End heiße: Michel, gang, hang den Mond naus! Michel, gang, schieb Wolke! Michel, gang, sieb Hagel!"

Quer weg über den Holzschnitt geschrieben waren die Worte:

„So ein alter Michel bin ich auch. Hab's jämmerlich genug gehabt auf Erden! Wieviel Jahr ohne Heimat, ohne Familie herumgestrichen —, da kann's das Herz schier nicht glauben, daß es droben keine Lumpen zu sammeln giebt, daß es dort einmal heißen wird: Leg' nur deinen Lumpen- und Sündensack ab und setzt dich da unten aufs Fußbänkel zu Jesu Füßen und falt' die Hände und lob Gott in Ewigkeit!"

Nr. 40. Ein Stückchen unbeschriebenen Notenpapieres, vielleicht handgroß, worauf der Alte geschrieben: „Das Stück Papier ist zu früh in den Kehricht gekommen, es ist nicht darauf geschrieben worden, was eigentlich die Bestimmung dieses Papieres war. Ach du gütiger Gott, erbarme dich über mich und alle Menschen, auf deren Herz du noch nicht hast ‚Gnade' schreiben können! Wie lange war ich leer und öde, wie wenn mich der Herr auch fortgeworfen hätte, wie dieses Papier? Zu Noten, zu Liedern war es bestimmt, so ist's mit jedem Menschenherzen; es muß ein Lied von Gottes großer Barmherzigkeit darauf geschrieben sein, sonst ist es Makulatur und unnützer als diese. Was läuft aber dann für eine schwere Menge Makulatur in der weiten Welt herum! Was giebt's für ein Feuer, wenn das einmal verbrannt wird! O Gott, ich bin zu alt und zu dumm, sende du andere hinaus nach allen vier Enden der Erde, daß sie es den leeren Stücken und toten Herzen predigen: ‚Kommt zu Jesu, laßt euch beschreiben mit seinem Blut. Vor ihm nichts gilt als sein eigen Bild!'"

Nr. 70. Ein zerrissenes Postcouvert mit folgender Adresse in ungeübter Hand:

Nach St. Petersburg im Rußland,

An Dene Herr Pastor H . . . . .

Eine Ausländische Marke. bestempelt.

An die Ecke von den großen Verspekt und die erste Linje.

So kommt der Brief richtig an.

Die letzten Worte waren der Hand und der Tinte nach zu schließen, wohl wirklich darauf geschrieben, als der Brief abgegeben war. Mein Alter hatte auf die innere Seite geschrieben: „So kommt der Brief richtig an! Was sich das Stubenmädchen oder die Nähterin, die den Brief verfaßt, wohl bei den Worten gedacht hat? Na, ich weiß ja nicht. Ich denke mir wieder was Apartes. Es gehen viele Briefe verloren, warum? das geht mich nichts an, ich schreibe keine und empfange keine. Aber noch viel mehr Gebete gehen verloren und werden eigentlich nicht erhört. Warum? Weil nicht die richtige Adresse dabei ist, weil nicht darauf steht oben rechts: ‚In Jesu Namen' und unten: ‚Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!' — So kommt das Gebet richtig an!"

Nr. 84. Ein Blatt aus einer Predigtsammlung; auf der einen Seite stand ziemlich oben: Predigt auf den 21. Trinitatissonntag. Darunter war der betreffende Text aus dem 4. Kapitel des Johannesevangeliums, V. 47—54: Die Heilung des Sohnes des Königischen ausgedruckt und dann folgte die Einleitung der Predigt, die originell genug war.

„Geliebte im Herrn! Wer von euch einmal eine große Seereise gemacht hat, der wird an Bord des Schiffes sicherlich die großen Korkringe gesehen haben, die mit Gummileinwand überzogen nur los an einem Haken dahängen. Die Schiffer nennen sie ‚Seelenretter.‘ Fällt jemand über Bord oder geht das Schiff zu Stück und Scheiter, so kann man sich mit diesen Ringen so lange über Wasser halten, als man sie festumklammert oder sich um den Leib gelegt hat. Von solchen kann man hören, man kann sie auch sehen, aber man denkt wohl selten mehr daran, wenn eben nichts Besonderes daran erinnert. Der aber, der selbst ein Mal verunglückt war, dem das Schiff unter seinen Füßen zerborst und zerbrach, dem des Meeres Wellen an die Seele gingen und der sich durch solchen Korkring gerettet hat — der vergißt diesen Seelenretter gewiß niemals und denkt voll Dank an ihn.

Ihr fragt, was hat das in deiner Predigt zu thun? Ein großer Dichter hat gesagt:

Alles Irdische ist nur ein Gleichnis,
Das Himmlische allein ist Ereignis!

Der rechte Seelenretter und Helfer aus Not und Tod ist allein Jesus Christ. Wenn des Menschen Herz in des Leidens Sturm hin- und hergeschleudert wird, wenn ihm aller Grund unter den Füßen weicht, wenn ihm all sein Hoffen und Haben wie morsche Trümmer auseinander reißt, wenn die Trübsalsfluten ihm ans Leben gehen — dann hilft keiner und nichts, als Jesus Christ und das glaubensfeste Anklammern an ihn. Doch es geht dem Herrn Jesus, wie den Seelenrettern der Schiffe. Wer von seiner Gottes-hilfe und Gnadenmacht liest und hört, den läßt's oft kalt,

ja bald vergißt er's vielleicht und denkt sein Lebtag nicht mehr daran, — wem aber einmal seines Lebens Schiff in Scheiter ging und Jesus riß ihn heraus aus des bittern Todes Not, der vergißt's niemals mehr und hält ihn wert und hoch. So, meine Lieben, wendet sich der heutige Text mit . . . ."

Da war die zweite Seite des einzelnen Blattes zu Ende und rings am Rand wieder mit Bleistift notiert:

„Ja, Jesus, du warst mein Seelenretter! Durch all das Elend meines Lebens, durch jenen Mann im Spital hast du mich gesucht und herausgerissen aus zeitlichem und ewigem Verderben. Mich, der schon sich dies Jammerleben selber hatte kürzen wollen, der alles Heilige jahrelang gelästert, mich hat er gerettet. O diese Liebe! Kann's noch einen Menschen geben in Gottes weiter Welt, dem es so gegangen wäre, wie mir? Ja doch, denn wenn seine Liebe das an mir gethan, dann ist sie zu groß, als daß sie sich mit einem zufrieden gäbe, dann hat der eine Seelenretter gewiß schon viele aus des Meeres Abgrund an sein Herz gerettet und gebettet."

Nr. 86. Der Vorderumschlag eines Traktates in blauer Farbe. Oben stand die Aufschrift: „Mein Lieber, willst du ein Christ sein, so hilf die Heiden bekehren!"

Von Fr. Küpfer,

weiland Pfarrer in Gampelen, Kanton Bern.

Dann kam ein Missionsbild, drunter ganz klein gedruckt die Erklärung gegeben war: „Ein Hindukatechist predigt seinen Landsleuten."

Erste Auflage.
Preis 10 Cts.

Basel
Verlag der Missionsbuchhandlung.

Das Papier war so abgegriffen und dunkel geworden, daß ich mit Mühe die ersten Worte auf der freien Rückseite des Umschlages entziffern konnte, die von der Hand des fleißigen Sammlers herrührten:

„Und ich will ein Christ sein? Wem hab ich meines Heilandes Gnade verkündigt? Daß ich hier und da meinen Elendsgenossen in der schmutzigen Nachtherberge was von Jesu erzählt, das ist herzlich wenig. Auch, daß andere meine Schuld auf sich nähmen und nicht müde würden ....."

Da ließ ich das Blatt fallen. Mir schmerzten die Augen vom angestrengten Lesen. Wie ich mich aus der gebückten Stellung aufrichtete, bemerkte ich erst, daß meine Lampe ganz düster brannte, weil dem Docht die Nahrung fehlte. Zudem fror's mich an den Füßen und fast unzufrieden mit mir selbst, daß ich die originelle Lektüre so weit hatte herrschen lassen über mich, sprang ich auf. Die Uhr war halbzwei und da war's wohl auch die höchste Zeit zur Ruhe zu gehen.

Schon war ich mit der Lampe in der Hand im Saal, da fiel mir's ein, daß das Stubenmädchen Morgens früh meinen Schreibtisch aufzuräumen und abzustäuben pflegte, — da konnten mir die noch ungelesenen Blätter verloren gehen! Innerlich seufzend über diese neuempfundene Bürde des Ehelebens —, denn wer hätte in meiner Junggesellenzeit

sich unterstanden, meinen Schreibtisch mit seiner herrlichen Unordnung von aufgeschlagenen Büchern, losen Zetteln, halben Briefen und Tausenderlei anderen Dingen anzurühren? — kehrte ich um, nahm alle die Blätter samt dem umhüllenden Lappen und legte das Ganze fein säubelich in eine Ecke des Fensterbretts.

Im Bett lag ich noch lange wach und des alten Lumpensammlers Züge gewannen nach dem Lebensabriß, der vor mir lag, ganz andere Gestalt und als ich eingeschlafen, sah ich sie träumend in himmlischer Verklärung mir zulächeln.

Am andern Morgen war mein erster Gang zum Fensterbrett meines Schreibzimmers. Aber das Brett war leer! Im ganzen Zimmer keine Spur meiner interessanten Lumpenzettel! Das herbeigerufene Stubenmädchen sah mich erst ganz erstaunt und mit offenem Munde an, dann erklärte sie:

„Dies schmutzige Papierkrimpsel hab ich alles aus dem Fenster geschmissen. Ich konnte nicht wissen, daß der Herr das braucht. Vielleicht liegen sie noch im Hofe."

„Ich werde selber nachsehen," rief ich ärgerlich, nahm meine Mütze und eilte hinaus. Die Bewohner der unteren Etage mochten meinen, es sei ein Ring oder irgend eine Kostbarkeit aus dem Fenster gefallen, als sie mich auf dem Hof so eifrig umherstöbern sahen, den ich sonst nie betrat. Nach der herauswerfenden Magd hatte aber der ordnungsliebende Hausknecht den Hofraum gefegt und so waren die Kinder des Kehrichthaufens ihrer Heimat zurückgegeben, wenn gleich nicht ohne, daß sie ihre Bestimmung erfüllt hatten.

In der Regenrinne klebten zwei kleine Blättchen Papier

Ich löste sie ab und erkannte gleich an der darauf geschriebenen Nummer, daß sie in die Reihe der originellen Tagebuchblätter gehörten. Mit dem Fund eilte ich nach oben, und las die Nr. 93 und 106.

Ersteres war ein bedrucktes Blättchen, auf dem alle Worte sorgfältig durchstrichen und unleserlich gemacht waren, mit Ausnahme des Wortes „Lumpen" auf der zweiten Zeile von oben. Unten stand ganz klein geschrieben.

„Lumpen! Das Wort hat in meinem Leben viel bedeutet! Kommt's aber einmal zum Sterben, so fallen die Lumpen ab. Aber man sagt, womit einer umgehe, das präge seinem Wesen auch eine bestimmte Art auf, wie ja das Sprichwort behauptet: ‚Sag' mir, mit wem du umgehst, ich will die sagen, wer du bist.' Nun, wenn ich auch nichts anderes bin als eine Lumpensammlung — mein Heiland macht aus den alten verbrauchten Lappen schönes, reines Papier und schreibt darauf ein Wort zu seines Namens Ehre!"

Nr. 106 war ein Brief, offenbar von Kinderhand, großbuchstabig und ungeschickt, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Lieber alter Bruder!

Vater läßt dir sagen, du sollst doch recht bald nach Hause kommen. Er sehnt sich nach dir und erwartet dich jeden Tag. Komm, dann freut sich auch deine dich liebende Schwester Fanny.

Darunter hatte mein Alter geschrieben. „Nach Hause kommen? Ja, das will ich gern, sehr gern! Wieviel Jahre habe ich kein Zuhause gehabt, nirgends, wo ich eine Heimat, eine freundliche Aufnahme gefunden. Herr Gott, willst du

mich haben? Ich sehne mich nach dir. Der alte verachtete Haderlump möcht gern bald selig sein, und bald nach Hause kommen. Wird doch um Jesu willen auch für ihn eine Kammer sein in seines Vaters Hause, wo die vielen Wohnungen sind? Nach Hause! Das Wort macht mich weinen, nicht vor Trauer, sondern vor Sehnsucht und Freude! Ja, ich komme."

Ja, ich glaube auch, daß du nach Hause gekommen bist, du armer alter Lumpensammler, in die Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes! Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen."

Das Vaterhaus ist immer nah
Wie wechselnd auch die Lose, —
Es ist das Kreuz auf Golgatha
Heimat für Heimatlose.



Biblische Geschichten für einfache Leute.

I. Luk. 14, von 16—24.

Es war Missionsfest in Herrnhilf. Mehrere gottbegnadete Redner hatten schon gesprochen und Regenschauer des wirkenden Gottesgeistes waren über der großen Versammlung niedergegangen. Da trat noch ein Prediger auf und lud die Hörer mit Beweisung des Geistes und der Kraft ein, allen Widerstand des alten Menschen aufzugeben und in völliger Hingabe des eigenen Herzens und Willens an Jesu sich heiligen zu lassen zu seinen rechten Kindern. Ein paar durchschlagende Beispiele der sündenrettenden heißen Liebe des Heilandes zündeten in den Herzen und es gab eine allgemeine Bewegung. Hin und her schluchzten manche und die meisten Hörer waren tief ergriffen.

Auf der letzten Bank, wo das schirmende Bretterdach ein Ende hatte, saßen drei wohlhabende Krimer Kolonisten Wiebel, Brenning und Dalburg und neben ihnen der Glaserjude Veiteles und der versoffene Schuster Faaß. Alle fünf hatten einen tiefen Eindruck empfangen und es hatte

fast im selben Augenblick bei ihnen allen geheißen: „Jetzt mußt du dich ändern und bekehren.“ Wie der Schlußvers gesungen war, standen sie seufzend über sich selbst auf und alles ging auseinander.

Wiebel spannte selbst seine stolzen schwarzen Hengste an und fuhr mit seiner Frau auf sein nur fünf Werst entferntes Landgut. Seine Frau gehörte schon lange zu den Frommen und konnte nicht aufhören, während der Fahrt von dem herrlichen Feste zu sprechen und dem reichen Segen, den sie genossen. Der Mann schwieg still, aber in seinem Herzen arbeitete es mächtig, denn der Herr sagte es ihm:

„Jetzt ist deine Stunde gekommen! Kehre dich zu mir und glaube an mich, dann kann noch alles anders werden.“

Als sie von den mächtigen zottigen Schäferhunden umbellt in den Hof einfuhren, erblickten sie die elegante Kalesche von Wiebels Bruder. Die Frau seufzte, denn sie kannte den hochfahrenden Sinn des Schwagers und fürchtete, den Segen des Festes in solcher Gesellschaft bald zu verlieren.

Wie sie eintraten, begrüßte der ältere Wiebel seine Schwägerin flüchtig und zog dann seinen Bruder schnell ins Nebenzimmer.

„Karl,“ hob er hastig an. „Eine große Neuigkeit! Barowski, unser Nachbar, macht Bankrott, seine zehntausend Desjätinen kommen nächsten Donnerstag zum Verkauf! Jetzt oder nie! Wie oft hat er uns geärgert, weil er uns den Strich zwischen unserem Besitz nicht verpachten wollte. Ich war heute bei ihm. Damit er sein ganzes Gut nicht verliert, will er uns jenen Flügel, — es sind zweitausend

Desjätinen wie du weißt, — für 50 Rubel per Desjätin sofort verkaufen. Nur brauchte er bis Mittwoch abend das ganze Geld. Ich habe schon mit Bruder Heinrich gesprochen: zehntausend Rubel giebt er, fünfzehntausend habe ich parat und schaffe auf meinen Kredit leicht noch fünfunddreißigtausend. Dann nehme ich das halbe Land, und du teilst dich mit Heinrich in das Uebrige. Wie viel Geld hast du?"

„Höchstens fünftausend Rubel!"

„Aber wieviel Weizen kannst du bis Mittwoch Mittag auf den Bahnhof stellen?

„Drei Waggon voll," war die zögernde Antwort.

„Das sind ja kaum zweitausend Rubel! Dann mußt du dein Gut versetzen, um mehr Geld zu schaffen oder das Kapital künden, das du den Dujukern geborgt hast. Aber Eile thut not, denn wer weiß, ob nicht das Glücksthaler Gebietsamt uns sonst zuvor kommt. Gieb gleich dein bares Geld her und frische Pferde vor meinen Wagen, dann fahren wir bei Heinrich an, nehmen sein Geld mit und zahlen heute abend schon dreißigtausend Rubel Handgeld! Schnell, schnell! Es wird sonst Nacht und wir müssen in der Nacht um acht Uhr auf der Eisenbahnstation sein, um den Zug nach Simferopol zu benutzen, dann geht's morgen zum Notarius und Barowski kann nicht mehr zurück."

Eine Viertelstunde später brauste der leichte Wagen von Wiebels Hengsten gezogen davon, und in der Luft zitterte des armen Mannes ganze Gemütsbewegung in den Stoßseufzer aus:

„Ich bitte dich, entschuldige mich!"

---

*) Bewohner des Dorfes Dujuk.

Brenning war abends spät heimgekommen, denn er wohnte viel weiter, als Wiebel, und hatte auch den ganzen Weg über nachgedacht, wie er seinem tollen Rennen und Jagen nach Reichtum ein Ende machen wolle. Es war ihm klar, er müsse seine übergroße Wirtschaft einschränken, damit er Zeit habe zur Kirche und zum Bibellesen und Seligwerden!

Am andern Morgen stand sein Oberknecht schon früh an der Thür des Wohnzimmers und schien den Herrn mit Ungeduld erwartet zu haben.

„Herr, es geht nicht länger so mit dem harten Wiesenboten auf dem Pachtland. Wir können mit unserem alten entkräfteten Zugvieh nichts mehr ausrichten. Ich habe schon statt mit acht Pflügen versucht mit vier zu pflügen, aber der Boden ist zu schwer. Im Frühjahr sagte ich Ihnen schon, daß wir neues Zugvieh haben müssen, aber Sie wollten nicht daran. Jetzt thut's not, und gestern abend erzählte mir der Hirte, daß bei Barowski fünf Joch junge Ochsen außer anderem Vieh verkauft würden. Jetzt wollte ich Sie bitten, fahren Sie heute gleich hin und kaufen Sie die Ochsen, ehe die ganze Umgegend es erfährt und man Ihnen die Ochsen vor der Nase wegschnappt."

Brenning seufzte, er hatte sich das heute ganz anders gedacht: er wollte mit Weib und Kind zusammen Andacht halten, wie es sein Vater immer gethan hatte, als die ganze Wirtschaft noch viel kleiner war. Jetzt aber fiel diese Sache dazwischen. Der Oberknecht hatte recht: nur war kein bares Geld im Hause. Also mußte er schnell zum jüdischen Weizenhändler auf den Bahnhof fahren und sich dort auf später zu liefernden Weizen Geld borgen. Da

war keine Zeit zu verlieren. Es wurde angespannt und während das geschah, trank er eilig Kaffee und dann fuhr er davon.

Hinter ihm drein klang's in der Morgenluft, als spräche jemand zu dem abgewiesenen heiligen Geist Gottes: „Ich bitte dich, entschuldige mich!"

Dalburg, der dritte Kolonist war ein junger unverheirateter Mann und stammte aus einer gottesfürchtigen, aber armen Familie. Als Knecht bei einem wohlhabenden Wirte hatte er sich ein paar hundert Rubel verdient und jetzt wollte er in der nächsten Woche sich mit einem reichen Mädchen verheiraten.

Der Eindruck vom Missionsfest bewegte ihn die ganze Woche hindurch und er las wieder in der Bibel und betete, wie er es in den ersten Jahren nach der Konfirmation gethan. Auch hatte er sich vorgenommen, in seinem neuen Ehestand mit Hausandachten anzufangen, wie sie bei seinen Eltern gewesen waren. Wie er aber zur Hochzeit ins Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern kam, wurde sein Entschluß gewaltig zurückgedrängt. Viele Gäste waren schon angekommen und es ging hoch her. Der Vater der Braut nahm ihn bei Seite und sagte ihm:

„Philipp, ich hab dir eine frohe Nachricht mitzuteilen. Du brauchst nicht mit Marie in einen Pachtdorf zu ziehen und kümmerlich von klein auf anzufangen. Wir haben uns die Sache anders überlegt. Mein Gottfried muß in diesem Herbst Soldat werden und da brauche ich jemand in der Wirtschaft, auf den ich mich verlassen kann. Du gehst mit Marie in die kleine Stube und ihr eßt an unserem Tisch und ich zahle dir von der Ernte, die du mir

besorgen hilfst, zehn Prozent jährlich und außerdem kannst du dir mit meinem Vieh und Gerät noch zehn Desjätinen auf deinen Teil aussäen."

Das war ein unverhofft geschenktes Gut! Marie wußte es schon, wie es ausgemacht war, und küßte ihn unter Thränen lächelnd: „Jetzt brauche ich doch gar nicht wegzuziehen von den Eltern!"

Die Hochzeit war großartig und glänzend. Zigeuner-Musikanten spielten zum Tanze und es ging drei Tage und drei Nächte wild und toll zu auf dem behäbigen Bauernhofe.

Nachher aber, als es still geworden, und der junge Ehemann ganz schüchtern gegen seine Frau etwas äußerte von seinen Absichten mit Gebet und Lesen, da schlug sie eine helle Lache auf:

„Fällt dir was ein! Wir sind doch keine Kalendermacher, daß wir uns unser Lebenlang mit solchen Geschichten plagen sollen? Schweig um Gottes willen still, daß der Vater nichts hört, denn der kann die Betbrüder und Mucker für seinen Tod nicht leiden und wird dir nur sagen, du seiest ein hergelaufener Knecht, der dürfe ordentlichen Leuten nicht solche Neuerungen beibringen wollen. Also, wenn du mich lieb hast, Philipp, und Frieden haben willst, dann schweig in aller Welt still von den Geschichten."

Und er hatte sein Weib lieb und wollte Frieden haben, darum schwieg er still. Erst schlug ihm das Gewissen, aber die Frau war doppelt freundlich gegen ihn und mit der Zeit bekam der heilige Geist keine andere Antwort mehr als die:

„Ich habe ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen."

Der Glaserjude Veiteles, der mit einem kleinen Karren durchs Land zog, auf dem ein paar Kisten Glas standen, hatte den Abend und die Nacht nach dem Missionsfest in der elenden Hütte des durch Trunk herabgekommenen Schusters Faaß zugebracht. Faaß hatte ein halberwachsenes Mädchen, die ihm nach dem Tode seiner Frau die Wirtschaft führte und die kleineren Kinder zu pflegen hatte. Sonst hatte die brave Lisbeth mit ihrem Vater viel Geduld nötig, wenn er betrunken heimkam oder nüchtern war und dann verzweifelt und mißmutig bei seiner Arbeit war. Heute abend war es anders. Still und in sich gekehrt saß der bleiche Mann auf der Ofenbank und starrte zu Boden, während der redselige Jude am Tisch unter der verrosteten Hängelampe saß und dem zuhorchenden Mädchen von dem Feste erzählte.

„Ihr habt es leicht," sagte er seufzend, „ihr braucht nur nach eurer Religion zu leben und an diesen wunderbaren Jesus zu glauben, aber wir! wir! Wie sagte doch der eine Pastor, Faaß? Hat er nicht gesagt: Israel hat ein Rad am Wagen verloren und humpelt immer weiter und hofft doch, das verlorene Rad noch vorn wo zu finden. Ach, ihr glücklichen Christen!"

„Glücklich?" rief der Schuster vom Ofen her. „Red' nicht so, Jud, noch viel unglücklicher als du, wenn man sein ganzes Leben verpfuscht und verloren hat! Ach Gott, heute ist mir mein Elend zu mächtig auf die Seele geworfen worden! Was fang ich an?"

Und zum Erstaunen der Tochter sank der Vater auf die Knie nieder, barg das Antlitz auf der Bank in beiden Händen und schluchzte laut.

„Seid ihr verloren, was soll dann aus wir werden?“ fragte der Jude und wischte sich die Augen.

Lisbeth aber zog es wie Engelsmusik durch die Seele, sie ahnte, daß ihre Gebete und Thränen ins Gedächtnis vor Gott gekommen sein könnten, und wie einer Eingebung folgend faltete sie ihre Hände auf der Brust und sprach feierlich:

„Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“

Wo Gottes Geist von den Straßen und Zäunen die Elenden sammelt, da ist heiliges Land, da ziehe deine Schuhe aus und tritt beiseite!

Nach Jahr und Tag hatte Faaß ein ordentliches eigenes Haus und konnte, seit er nüchtern geworden, kaum alle Bestellungen machen, obwohl zwei Gesellen und ein Lehrjunge halfen. Täglich ward Hausandacht gehalten und gebetet mit dem ganzen Haus und alle im Dorfe pflegten zu sagen: „Wer das mit dem versoffenen Faaß erlebt hat, der kann wieder an Wunder glauben.“

Veiteles aber war in der Stadt getauft worden und hatte sich, da er noch jung war und sehr begabt, nach London schicken lassen, wo er sich ausbilden ließ zum Judenmissionar, denn er sprach:

„Der Gott, der sich meiner annahm, hat zu mir gesagt: Es ist noch Raum! Nötige die andern auch hereinzukommen.“

Ich aber sage: „Heute, heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht!“

II. Luk. 16, V. 19–31.

Es war der reichste Mann unter den deutschen Kolonisten des Kreises, der Herr Karl Hartriegel. Aber wie er zu seinen zehntausend Desjätinen Landes und seinen sechstausend Schafen und der Dampfmühle und dem großen Geldkapital in der Bank gekommen, das wußten wenige. Ich selbst habe es erst viel später gehört. Er ist als Gärtner aus Deutschland in die Krim gekommen und wurde mit vierhundertfünfzig Rubel Gehalt bei einer Offizierswitwe auf ihrem Gute angestellt. In kurzer Zeit hatte er ihr Vertrauen gewonnen und sie überließ ihm, alt und kränklich wie sie war, mehr und mehr die Verwaltung ihres Gutes von fünftausend Desjätinen. Als der Krimkrieg ausbrach, flüchtete sie nordwärts und gab ihm Vollmacht vorkommenden Falles das Gut zu verkaufen. Der Fall trat bald ein und zwar als das Land am allerbilligsten war und man eine Desjätine, die heute hundert Rubel kostet, für drei Rubel kaufen konnte. Nicht einmal die fünfzehntausend Rubel, die sie als Kaufpreis zu bekommen hatte und die er sich doch bei ihr in zwölfjähriger Arbeit verdient haben mußte, konnte sie voll erhalten. Was für Schliche er damals brauchte, weiß ich nicht, nur soviel steht fest, daß jene Witwe später in einem kleinen Stübchen auf dem Hinterhause ihres früheren großen Gutes aus Barmherzigkeit ein knappes Gnadenbrot hatte bis an ihren Tod. Mit ihm aber war es prachtvoll vorwärts gegangen und jedermann kannte ihn als den reichen Hartriegel. Trotz seiner sechzig Jahre sah er kräftig und blühend aus, denn er aß und trank wohl nur Auserlesenes, aber mit Maß, so daß es ihm nicht sonderlich schaden konnte. Dafür hatte er ein offenes Haus

für alle die russischen Herren Pristaws*), Mirowoi**) u. s. w. und es ging bei ihm hoch her. Kinder hatte er keine, seine Frau war lange tot — was man von anderen Geschichten erzählte, konnte man ihm niemals beweisen — also wozu sollte er sparen. Längst hielt er sich schon einen Verwalter, damit er ungestört nur seinem Genusse leben könnte.

Unweit seines schönen Gutsgebäudes, dicht neben dem Viehhof, zog sich eine Reihe kleiner niedriger Hütten hin, wo seine Arbeiter und Pächter wohnten. Das letzte, schlechteste Häuschen hatte der alte Wasserzieher Lukas inne gehabt bis heute. Wasserzieher nennt man in der Krim den Mann, der mit einem Pferd, das im Roßgang am Brunnengestell in die Runde geht, das nötige Wasser für die Wirtschaft aus den oft dreißig Faden***) tiefen Brunnen aufzieht. Wenn das Pferd zwölf bis dreizehnmal herum ist, ist der große Eimer oben. Das gewohnte Tier weiß genau, bis wohin es das letztemal gehen muß, um ihn über die Bretterwand hinausgehoben zu haben. Dann tritt der Wasserzieher hinzu, gießt den Eimer in ein großes Holzbassin aus, das Pferd macht von selbst kehrt und dieser Eimer sinkt hinab, während der andere voll hinaufsteigt. Dieses Geschäft hatte der alte, lahme Lukas viele Jahre schon bei Herrn Hartriegel für geringen Lohn versehen, ohne je zu murren oder sich etwas zu schulden kommen zu lassen; einerlei, ob es stürmte oder regnete, ob sengende Glut oder schneidender Frost ihm sein Amt erschwerten, er hatte stets gelassen ausgehalten. Darum auch hatte ihn Hartriegel nur behalten, denn Lukas war der einzige Mensch, der noch vor dem Krimkrieg hier ge-

*) Polizeibeamter. **) Friedensrichter. ***) 60 Meter.

lebt hatte und Herrn Hartriegel als Gärtner gekannt hatte. Zu verwundern war's nicht, daß Hartriegel es nicht liebte mit dem Wasserzieher zu sprechen oder in die hellen grauen Augen des Alten zu sehen. Sonst war der Alte ein stiller freundlicher Mensch, der abends seine abgegriffene Bibel las und den jungen leichtsinnigen Burschen unter den Arbeitern manchmal ein ernstes Wort sagen konnte, das er nicht aus dem Wasserbrunnen, sondern aus seinem Umgang mit Gott geschöpft hatte.

Jetzt war der rüstige Greis plötzlich erkrankt und konnte sein Amt nicht versehen. Wasser aber muß da sein und so stellte Hartriegels Verwalter auf seinen Kopf hin einen Knecht an, um des alten Lukas Arbeit thun zu lassen, denn er meinte einen Veteranen nicht so ohne weiteres entlassen zu dürfen. Zudem konnte sich sein Zustand auch jeden Tag bessern. Für's erste lag er freilich gelähmt. Er konnte Fuß und Hand der rechten Seite nicht bewegen und sprach nur undeutlich. Man mußte ihm Essen und und Trinken wie einem kleinen Kinde beibringen. Aus Barmherzigkeit hatte des nächsten Pächters buckliges Töchterlein ihm etwas Nahrung und Trinkwasser gebracht. Sonst schaute niemand nach ihm und wenn dieser Zustand andauerte, mußte der Alte an Mangel und Elend zu Grunde gehen.

Ein paar Tage später bemerkte Hartriegel beim Vorüberfahren, daß nicht Lukas den Dienst am Brunnen versehe, sondern ein anderer.

Sofort fragte er den Verwalter, was das bedeute und erfuhr dann, daß man keinen ständigen Wasserzieher an Lukas Stelle „mieten" könne, wie man hier sagt, weil für solch einen kein Obdach im naßkalten Herbstwetter gewesen wäre.

„Aber unser Wasserzieherhäuschen dort oben am Ende?“ fragte Hartriegel verwundert.

„Ja, da liegt ja der arme, alte, gelähmte Lukas drin,“ war die Antwort des deutschen Verwalters.

„Der muß heraus! Wir brauchen das Haus für seinen Nachfolger. Sorgen Sie dafür, Molling, daß Lukas das Haus bis morgen abend räumt.“

„Wie Sie befehlen, Herr Hartriegel. Nur weiß ich nicht, wohin ich den alten Mann schaffen soll, da er hier keine Verwandten hat und selbst nicht gehen kann,“ wagte der Verwalter schüchtern zu erwidern.

„Wenn Sie meine Befehle nicht erfüllen wollen, wissen Sie sich immer entsetzlich einfältig zu stellen,“ fuhr Hartriegel auf und Molling schwieg.

Am andern Tage wurde ein neuer Wasserzieher gemietet und Lukas trugen zwei arme Pächter, die selbst nur enge kleine Stuben hatten, hinaus aufs Melonen- und Arbusenfeld neben dem Gutsgarten. Dort stand noch eine Wachthütte aus Maisstengeln und Stroh. Dahinein legte man ein paar Arme voll Stroh und bettete den Kranken darauf.

Lukas zog mit der gesunden Hand die kranke Rechte hinauf auf die Brust, daß er sie mit der andern falten konnte und erwartete mit offenen Augen und heiterem Sinn, was Gott thun werde. Die bucklige Margareth hatte ihm ein Stücklein Brot und seine Bibel in die Hütte nachgetragen.

Drei Tage später war Hartriegels Geburtstag und viel Besuch eingeladen. Die Herren aßen und tranken tüchtig und man hörte das Hurra- und Hochrufen bis hinaus in den Garten. Dann spielte man Karten und trank weiter, bis die Nacht herum war.

Am Morgen wurden mehrere Equipagen angespannt und die lustige Gesellschaft fuhr zur Ernüchterung ein paar Werst weit hinaus zu einem auch Hartriegel gehörenden Vorwerk, wo man einem Brunnen mit neumodischem Pumpwerk in Augenschein nehmen wollte. Wie die Herren von da zurückkommen, war der andere Weg eingeschlagen worden, der über das Arbusenfeld dahinführt. Der erste Wagen, in dem Hartriegel mit dem Pristaw und zwei Herren aus der Stadt saß, brauste dicht an der Wachthütte vorbei, ohne daß sich jemand um dieselbe bekümmert hätte. Die Pferde des zweiten Wagens aber scheuten vor der dunklen Oeffnung der Hütte und auf ein Haar wäre der Wagen umgefallen. Dabei kam der linke Rappe mit dem Hinterfuß über die Stränge und man stieg ab, um das zurecht zu machen. Neugierig sahen die Herren — es waren der Semstwoarzt und ein deutscher Gutsbesitzer — hinein und fuhren erschrocken zurück.

„Da liegt ein Mensch!" rief der Gutsbesitzer.

„Nein," sagte der Doktor und beugte sich weit hinein über den Daliegenden, „das war ein Mensch. Jetzt ist's eine Leiche."

Merkwürdig, keiner der beiden sprach mehr etwas, es war ihnen plötzlich wie eine himmelschreiende Sünde aufs Herz gefallen, daß sie hier so nah von diesem Toten diese Nacht gezecht und gelärmt hatten.

Im Hause fragten beide Hartriegel, was das für ein Toter sei, der dort in der Wachthütte am Wege liege.

Totenbleich war der reiche Mann und zuckte dann die Achseln. Er werde den Verwalter schicken und nachsehen

*) Landschaftsarzt.

lassen. Vielleicht sei es ein fremder Bettler. Die lustige Stimmung der Gesellschaft aber war verraucht und man kam nicht mehr in Fluß. Hartriegel trank allen zu und that sich selbst auch zuviel mit dem starken Schnaps, den er sonst nicht gewohnt war. Wollte er die Unruhe seines Gewissens betäuben?

Molling kam und berichtete, es sei der alte Lukas. Während die anderen Herren sich um den Verwalter drängten und von ihm sich die ganze Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus erzählen ließen, war Hartriegel mit schwerem, schwankendem Schritt in sein Schlafzimmer gegangen.

Als er lange nicht kam, ging der Diener ihn suchen, da sich die Gesellschaft verabschieden wollte, kam aber sofort bleich zurück und schrie:

„Er stirbt!“

Alles eilte ins Schlafzimmer und man sah Herrn Hartriegel ohne Lebenszeichen neben dem Bett auf der Diele liegen. Der Doktor kniete zu ihm nieder und bemühte sich um ihn. Dann stand er nach einer Weile auf und sagte ernst:

„Ich war mein Lebtag ein Atheist. Aber hier scheint mir Gottes Finger zu sein. Er ist tot.“

Das waren zwei Beerdigungen auf einen Tag und hätte der Pastor alles so gewußt, wie wir es jetzt wissen, so hätte er keinen bessern Text nehmen können, als den vom reichen Mann und dem armen Lazarus.

Der bekehrte Bojar.

I.

So, das war ein schöner Abend! Einen begabten, hochgebildeten Mann habe ich da wieder kennen gelernt, der so einfach und schlicht an denselben Heiland glaubt wie ich! Da mich aber die interessante Bekanntschaft sehr bewegt hat und ich noch nicht imstande bin, schlafen zu gehen, will ich schnell noch zum besseren Behalten die Hauptsache aufschreiben.

Also, durch besondere Führung möchte ich sagen, war es geschehen, daß ich mit der Frau Fürstin — nennen wir die Familie Sozagin — bekannt geworden war. Einige Zeit später erhalte ich die Einladung ins fürstliche Haus, ohne noch etwas Näheres über die Familie zu wissen.

Wie mich der Diener gemeldet hat, kommt mir der greise Fürst, eine mächtige, würdige Erscheinung, mit ausgebreiteten Armen, wie einem alten Freunde entgegen und redet mich ohne weiteres: „Bratt (Bruder)" an. Und das alles nur um dessentwillen, weil er von seiner Frau erfahren, ich sei ein gläubiges Kind Gottes.

Im Laufe der Unterhaltung, die sich fast nur um geistliche Themata drehte, fragte ich:

„Wie kamen Sie zum Glauben, da man ja doch in Ihren Sphären vielfach im krassesten Unglauben dahin lebt!"

„Haben Sie Geduld, so will ich Ihnen etwas erzählen!"

„Bitte, ich höre sehr gern!"

Und das ist wahr, denn wer nicht zuzuhören versteht, der kann auch nie wieder erzählen. —

„Wie Sie wissen, war ich früher Minister," hob der Fürst an; „und wie ich Ihnen weiter sagen muß, war ich damals allerdings ganz ungläubig. Selbst aus den frühesten Tagen der Kindheit kann ich mich nicht erinnern, gebetet zu haben. In krassem Unglauben erzogen, in jugendlichem Leichtsinn dahinstürmend, so war ich zwanzig Jahre alt geworden, ohne einen Gedanken an Gott zu haben. Da wurde ich schwer krank. In den Fieberphantasieen zogen beängstigende Bilder und Gestalten an meiner Seele vorüber und als meine Krankheit auf dem Gipfel stand, hatte ich einen Moment lang Klarheit; da stieg mit furchtbarem Ernst der Gedanke an den nahen Tod in mir auf und mit ihm zugleich der andere: ‚Halt, aber wenn es doch einen Gott giebt? Wenn alles wahr ist, was damit zusammenhängt?'

Die Krankheit wandte sich; es wurde besser, und ich wurde schlechter! Nun, was soll ich Ihnen mein Leben erzählen! Unsere Sünden sind ja eine schlechte Gesellschaft und seit sie durch Jesum vergeben sind, sollen sie ja für uns tot sein. Ich heiratete, ich stieg im Staatsdienst ohne viel Anstrengung meinerseits von Stufe zu Stufe; ich habe ein großes Vermögen —, wozu da viele Worte machen. Sie kennen das Leben der großen Welt in Petersburg

gewiß auch und können sich denken, was für ein Mensch ich war. Nur eins muß ich ausdrücklich erwähnen: in der ganzen Zeit habe ich an Gott nicht gedacht, mich um nichts Göttliches bekümmert, und nie gebetet! Die Unruhe meines Gewissens, schlechte Laune und dergleichen schrieb ich einer Verstimmung des Magens oder den angegriffenen Nerven zu.

Da griff Gott der Herr ein und zwar eigentümlich genug. In meinem Bekanntenkreise bekehrte sich erst dieser, dann jener — Sie kennen ja die Herren seit ihrer Umwandlung meist persönlich — nur an mir prallte alles ab. Ich höhnte die ‚Schwärmer' und disputierte mit ihnen, ja ich verstieg mich zu der Behauptung: ich wolle ein Buch schreiben, in dem alle Widersprüche der Bibel, ins rechte Licht gestellt, darthun müßten, daß das Ganze Menschenwerk sei!

Und wirklich, ich that's. Mit eiserner Energie machte ich mich ans Werk, die Bibel Seite für Seite mit Aufmerksamkeit durchzulesen, einschlägige Litteratur zu vergleichen und mir Notizen über diese Lektüre zu sammeln. Es war wunderbar, wo ich bei meinem Ministerposten noch die Zeit dazu hernahm; aber im Laufe eines Jahres war ich mit dieser Arbeit des Unglaubens und der Feindschaft fertig geworden, ohne zu ahnen, daß in all diesem Forschen und Denken der barmherzige Gott schon an mir arbeitete. Es war der Zug des Vaters zum Sohne!

Endlich war ich fertig. Ich gab die französisch geschriebene Broschüre einem zuverlässigen Kanzleibeamten zum Abschreiben und freute ich mich auf den Tag, wo ich das Manuskript zum Druck würde ins Ausland schicken können.

Eines Abends, nachdem ich gerade mit einer amtlichen

Arbeit fertig geworden war, kommt mein Kanzlist und händigt mir mit tiefer Verbeugung die Abschrift samt dem Original ein. War es Schmeichelei, war es ihm Ernst, ich weiß nicht, — er sagte aber in etwas besonderem Tone: „Excellenz, das ist meisterhaft abgefaßt, noch nicht dagewesen!“

Als er fort ist, fliege ich hier und da noch einige Kraftstellen durch und muß mir selber sagen: Wahrhaftig, das wird Eindruck machen. In zehn Jahren glaubt kein Gebildeter mehr an die Bibel.

Das Manuskript gleitet mir aus der Hand und ich versinke in tiefes Sinnen. Merkwürdig, daß immer noch so viele, gelehrte und gebildete Leute an die Bibel glauben! Plötzlich steht mir mein Kanzlist wieder vor dem Geistesauge und mir ist es, als höre ich seine Phrase noch einmal im Ohr. In demselben Augenblick steigt mir der Gedanke auf, den ich seit jener Krankheit in der Jugend nicht gehabt: ‚Aber, wenn es doch wahr wäre? Aber, wenn es doch einen Gott gäbe? Vielleicht hat dieser Kanzlist bis zum Tage, da er mein Manuskript in die Hände bekam, an Gott geglaubt und jetzt ist er durch meine Beweisführung irre geworden an seinem Glauben! Wenn es noch einen Gott giebt, was hätte ich dann schon mit dem Büchlein verbrochen und was wäre das weiter für eine That, dieses Buch herauszugeben!‘

Eine merkwürdige Unruhe kam über mich. Mir war es, als hörte ich mein eigen Blut in allen Pulsen klopfen. Das Manuskript glitt auf den Boden und ich maß aufgeregt mit ungleichem Schritt mein Gemach. Aber, wenn es doch einen Gott giebt! Das war der Nagel, der mir ins Gemüt hineingeschlagen war, — ich ward's nicht los.

Endlich bleibe ich stehen und bete also: ‚Wenn du lebst und willst und kannst, dann offenbare dich mir!‘ Im gleichen Augenblick ging mir's durch den Sinn: Wenn du jetzt etwas Sichtbares vor Augen hast, oder eine Stimme hörst, dann bildet das dein Gehirn den Nerven ein, nicht umgekehrt! Und so betete ich weiter: ‚Gott, wenn du lebst, so gieb mir jetzt einen Gedanken, an dem ich anfassen kann!‘

Wie ich mich nach diesem Ausbruch etwas beruhige und nachdenklich in meinen Stuhl setze, steht mir plötzlich der wunderbar tiefe Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testamente vor Augen. Sehen Sie, lieber Freund, Sie sind Protestant, Sie sind Theologe, Sie haben von dem roten Einschlagfaden Gottes, der durch die Bibel geht, als Kind schon die einzelnen Knüpfpunkte gelernt — mir war das alles fremd gewesen und bei meinem Arbeiten an der Bibel hatte ich sie wohl kennen gelernt, aber nur im Detail, lauter kleine Steinchen — jetzt stand auf einmal die Idee des Ganzen, der Zusammenhang vor mir. Weissagung und Erfüllung! Jehovah und Jesus! Gesetz und Evangelium! Wunderbare helle Streiflichter waren es, wie elektrische Lichtströme, die mein Denken durchblitzten.

Wieder bückte ich mich nach meinem Manuskript und versuche eine Stelle daraus zu lesen, die mir vorher so imponiert hatte. Aber es ging nicht mehr: Die elende Gasflamme sah matt und dunkel, fast farblos aus, seitdem das elektrische Licht da war. Schal und ekel kam mir die Ausführung vor! Ich legte das Buch bei Seite und suchte die Bibel hervor.

Und da habe ich über der Bibel die ganze Nacht gesessen und gebetet und wieder gelesen und wieder gebetet

und da habe ich zwei Bekanntschaften in dieser wichtigsten Nacht meines Lebens gemacht: erstlich habe ich mich selbst kennen gelernt, daß ich entsetzt zu Boden sank und sodann habe ich Jesum kennen gelernt, daß ich aufstand im hellen Schein der hereinbrechenden Gnade!

Als das Tageslicht von Osten her schon stärker und stärker durch die Gardinen ins Gemach drang, bin ich ins Schlafzimmer gegangen und konnte meine Frau wecken und ihr sagen:

Ich bin ein Christ!"

Er schwieg und mir war es auch nicht ums Reden. Man sah den beiden — die Fürstin war dabei gewesen — die tiefe Bewegung an, und man hatte es ihm schon gegen Ende der Erzählung angemerkt, daß er sich zusammennehmen mußte, um nicht weich zu werden.

Als ich immer noch schwieg, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sagte:

„Ich bin noch nicht fertig. Erlauben Sie mir, weiter zu erzählen?"

„O gewiß! Ich danke Ihnen für Ihre Geschichte und könnte noch lange zuhören."

„Etwa acht Jahre vor der ebenberichteten Umwandlung meines Herzens und Wesens" — so fuhr der Fürst in seiner Erzählung fort — „hatte ich (damals war ich noch nicht Minister) einen besonderen Auftrag vom seligen Kaiser Alexander II. erhalten. Im Innern des Reiches war eine arge Geschichte passiert. Ein Isprawnik*) hatte auf Anstiften eines Popen seine Amtsbefugnis überschritten

*) Chef der Kreispolizei.

und in einigen sektiererischen Dörfern, wo Stundisten*) wohnten, einige ‚halsstarrige Ketzer' geradezu gemartert. Die Folge war gewesen, daß mehrere Tausend dieser Sektierer mit bewaffneter Hand sich erhoben, einen Landgendarm niederschossen und den Isprawnik, der mit hundert Mann aus der nächsten Garnison anrückte, in die Flucht geschlagen hatten. Da wurde ich mit den weitgehendsten Vollmachten hingeschickt, um die Sache so schnell als möglich beizulegen, damit nicht Wunder was alles daraus gemacht werde, wenn erst all die Preßorgane sich der Affaire bemächtigten.

Da sich die Stundisten im Hauptdorf verschanzt hatten und mit Flinten und Beilen bewaffneten Widerstand zu leisten entschlossen waren, nahm ich viertausend Mann Infanterie und eine Sotnje Kosaken mit.

Es war um zehn Uhr morgens, als ich nach Erkundigung des Terrains meine Mannschaft an verschiedenen Stellen günstig postiert hatte und eben das Signal zum Angriff auf das Dorf geben wollte, wo man überall hinter den Zäunen und Bäumen die Bauern mit ihren Flinten sah — da ritt der alte Wachtmeister des Garderegiments, in dem ich einst meinen Dienst begonnen und der mich seither auf meinen Reisen wie der Schatten als militärischer Kammerdiener begleitet hatte, auf mich zu und sagt vertraulich:

‚Alexander Petrowitsch, darf der alte Juscha etwas sagen?'

‚Meinethalb,' antworte ich.

*) Eine fast evangelische, weit verbreitete Sekte der griechischen Kirche.

‚Nun,‘ sagt er und zupft verlegen an seinem mächtigen grauen Schnurrbart. ‚Verzeihen Sie, Alexander Petrowitsch, aber ist es nicht eine Sünde, so auf christliche Seelen zu schießen! Es sind doch immer Unsrige! Ja, wenn es Bassurmani*) wären! Aber so! Alexander Petrowitsch, aber so! Alexander Petrowitsch, das ist vor Gott und allen Heiligen eine Sünde!‘

Mir war es selbst nicht gleichgültig, hier vielleicht viel unschuldiges Blut zu vergießen und so sprengte ich denn schnell entschlossen, bloß vom Vizegouverneur des Gouvernements, wo es passiert war, und dem alten Juscha begleitet, unter Schwenken eines weißen Tuches auf das Dorf zu.

Als wir auf einige zwanzig Schritt an die Zäune gekommen waren, rief man uns ‚halt!‘ entgegen.

Nun rief ich den Leuten zu: Ich sei vom Kaiser geschickt, um Ordnung zu machen, wolle kein Blut vergießen und sie sollten daher herauskommen, um mit mir zu reden. Nach kurzer Beratung kamen denn auch alte, ehrwürdige Männer — offenbar die geistlichen Vorsteher der Sekte, zu mir heraus, und stundenlang dauerte unsere Unterhandlung.

Endlich kamen wir so überein. Sie wollten die Waffen niederlegen und wieder ruhig weiterarbeiten und still leben, wie früher, wenn ich ihnen mein Wort gebe, als Bojar und Beamter des Zarväterchen, daß erstens der schurkische Isprawnik aus diesem Gouvernement fortkomme und zweitens sie für ihre Selbsthilfe straflos ausgingen.

Darauf ging ich ein:

‚Gut denn, Kinder,‘ sagte ich, ‚entweder bekommt ihr

*) Schimpfnahme der Muhammedaner.

auf mein Wort hin dieses beides, was ihr verlangt habt, oder aber ich kehre zurück, wenn das Zarväterchen nicht verzeihen will, und werde selbst euer Hauptmann!'

‚Amen, Gott hat es gehört! Bojar, halt dein Wort!' sagten die Stundistenführer feierlich.

Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß Seine Majestät ohne weiteres meine Bedingungen erfüllte und die Stundisten mir dankten, daß die Sache für sie so gut abgelaufen war.

Also, vergessen Sie nicht, lieber Freund, diese Sache hatte sich circa acht Jahre vor meiner Bekehrung abgespielt.

Kaum waren ein paar Monate seit dem Umschwung meines Innenlebens vergangen, so reichte ich zur Verwunderung meines kaiserlichen Herrn und meiner Bekannten die Bitte um Entlassung ein. Ein lebendiger Christ, der für seine Ueberzeugung leben will, hat es doch entsetzlich schwer in den Hofkreisen, und zudem hatte ich ja den größten Teil meines Lebens schon dem irdischen Vaterland gedient; jetzt war es hohe Zeit, in der elften Stunde für Jesu Reich zu leben!

Ich erhielt Gewährung meiner Bitte und siedelte auf meine Güter im K . . . Gouvernement über.

Wieder verging kaum ein halbes Jahr, da lassen sich plötzlich zwei einfache Bauern bei mir anmelden.

Als ich sie empfing, sagten sie, sie seien eine Deputation aus jenen Stundistendörfern, die ich damals verschont. Jetzt hätten sie im Namen ihrer Aeltesten eine Frage an mich zu stellen.

‚Ist es wahr, Alexander Petrowitsch, was mir gehört haben, daß du dich zum Heilande Jesu Christo bekehrt hast?'

‚Ja, Brüder! Das ist wahr! Gott sei gelobt!'

‚In Ewigkeit gelobt sei er! Acht Jahre haben wir alle Wochen in unseren Versammlungsstunden gebetet: Heiliger Gott, bekehre du den lieben Alexander Petrowitsch zum Lohne dafür, daß er unseres Blutes und Lebens geschont hat! — Er hat uns erhört! Gelobt sei Jesus Christus! Amen.‘“



Von der Ostsee zum Dnjepr.

I.

Das war ein ernstes Stündlein, wo die Mutter den fünfzehnjährigen Sohn in das sogenannte Gastzimmer rief, um ihm eine wichtige Eröffnung zu machen. In diesem Zimmer standen die besten Sachen: altmodische Mahagonimöbel mit grünem Wachstuch beschlagen, und das „Bureau", ein mächtiger Sekretär mit vielen Fächern und Geheimnissen für uns Kinder. Hier hingen die Bilder der Großeltern und Eltern in breiten alten Rahmen, und über die Bilder weg ging ringsum eine lebendige Guirlande von Epheu, der in den Kübeln auf den tiefen Fensterbrettern wuchs. Rechts von der Eingangsthür hing eine alte Uhr im Glasgehäuse, die Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, Monate und wer weiß was noch alles anzeigte, oder wenigstens anzeigen konnte; sie that's nur nicht immer. Beim Eintritt kalter Witterung im Spätherbst, oder beim Aufgehen der Flüsse im Frühling bekam sie Rheumatismus und Kehlkopfkatarrh: da ging sie nicht recht und krächzte beim Schlagen. Freilich, sie war deswegen uns Kindern nicht weniger heilig! Unter der Uhr stand der „Nipptisch", wie ein altfränkisches Tischchen mit luftig geschweiften Beinen hieß, weil allerlei Nippsachen

darauf standen: ein Chinese aus Porzellan, der schon anfing, mit dem losen Haupte zu nicken, wenn man mit dem Fuß auf dem Boden stampfte ein paar kleine Sächelchen mit der Inschrift „Karlsbad", eine eingelegte Schatulle, ein paar geschliffene Weingläser mit wohlmeinenden Wünschen, eine Negerbüchse mit knieendem „Heidensohn" und tausenderlei ähnliche Dinge.

Das Zimmer an sich war heilig. Denn hier wurde am Sonntag, wenn der gewohnte Kirchgang unterblieb, die Predigt gelesen, und hier stand am Christabend der Weihnachtsbaum. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, war es aber noch ein Umstand, der die Heiligkeit des Ortes uns tief eingeprägt hatte; hier wurden wir ab und zu über den gepolsterten Klavierstuhl gelegt, und treue Elternliebe nahm an der geeigneten Stelle Maß zu der Tracht, die den Buben in gewissem Alter gedeihlicher ist als Jägers wollene Normalkleidung: zu einer Tracht Prügel!

Heute war es mir darum sonderlich ernst zu Mut, als mich die Mutter dorthin rief und die Thür hinter mir schloß. Aus dem Prügelalter war ich heraus und einer besonderen Geschichte, die ich verbrochen, war ich mir gerade auch nicht bewußt; aber wer konnte wissen, was das bedeuten sollte.

Seufzend ließ sich meine, damals schon kränkelnde Mutter in einen der breitspurigen Lehnsessel nieder und winkte mir, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Ich wurde rot darüber, denn außer am Christabend war dort für unsereinen nie eine bleibende Stätte gewesen.

„Mein lieber Junge, es drängt mich," hob sie nach einer kleinen Pause an, „mit dir ein vernünftiges Wort zu reden. Papa ist alt und blind und kann seit dem letzten Schlaganfall im Herbst vorigen Jahres gar nichts mehr

verdienen. Seine kleine Pension reichte nie hin, uns zu erhalten, aber bis dahin hatte er doch noch die Nebeneinnahme aus der Privatschule von Madame Freiberg, wo er trotz seiner Blindheit die Religionsstunden gab. Das ist, wie du weißt, vorbei. Die Einnahme aus dem Ertrage des Gartens war in diesem Jahre, wo wenig Badegäste hier waren, auch bedeutend kleiner als sonst, und wir stehen vor dem langen Winter und seinen vielen Ausgaben in peinlicherer Verlegenheit, als je zuvor. Das hast du nicht gewußt, daß Papa ein kleines Kapital aus früherer Zeit hatte, welches wir in den letzten Jahren gänzlich aufgebraucht haben, wo Karls Militärdienst und Elses Hochzeit starke Ansprüche machten. Schulden auf unser liebes Häuschen und den Garten möchten wir nicht machen und bei wohlhabenderen Verwandten betteln auch nicht. Du bist jetzt der Aelteste zu Hause, und da bleibt bei meinem Sorgen mein Blick oft auf dir haften. Wohl thut es mir leid, daß du deine Jugend nicht genießen sollst, wie es wohl andere thun, aber es ist nicht anders möglich. Wir wenden uns an dich mit der doppelten Bitte; erstens, nimm dich anders als bisher in der Schule zusammen, und zweitens gieb Privatstunden, um deinen armen Eltern zu helfen."

Das war eine ungewohnte Sprache! Ueber dergleichen hatte man nie mit mir verhandelt. Und ich fühlte mich plötzlich altern und reif werden unter diesen Worten der Mutter. Es war, als ob das grüne Kraut des jungen Sprößlings plötzlich über Nacht Holzart annehmen müßte. Vor Verlegenheit wußte ich nicht, was ich antworten sollte, und so fuhr meine Mutter unbehindert fort:

„Gestern war ich beim Schuldirektor und habe deinethalben Rücksprache genommen. Du weißt, daß du bisher

Freischüler gewesen bist, und wie wichtig das bei solchen Verhältnissen für uns ist. Als ich den Direktor nun bat, dich als Repetitor solcher Kinder zu empfehlen, deren Eltern sich bei ihm nach passenden Schülern der oberen Klassen erkundigen, runzelte er die Stirn und meinte: „Liebe Frau Schrill, Ihr Ernst ist ein begabter Junge, aber doch nur ein mittelmäßiger Schüler. Die meisten Lehrer haben ihn nur mit saurer Miene nach Sekunda versetzt, weil er sich sowohl kindisch beträgt, also unreif ist, als auch weil er seine Arbeiten höchst flüchtig macht. Das Doppelte könnte er leisten, wenn er ganz wollte, was er könnte. Wenn er sich nicht in diesem Herbst bedeutend bessert, werde ich ihm zu Weihnachten die Freischülerstelle entziehen und einem Würdigeren zuwenden. Was aber Ihre Bitte um seine Empfehlung anlangt, so kann ich das vor meinem Gewissen nicht verantworten. Ihm selbst und den betreffenden Eltern wäre damit ein schlechter Dienst geleistet. Schlagen Sie sich das aus dem Sinn."

Mir war bei den letzten Sätzen zu Mute, als gösse man mir heißes Wasser über Stirn und Wangen. Wahrhaftig, leichtsinnig war ich gewesen: Hatte ich mich nicht noch am vorigen Montag vor meinen Kameraden damit gebrüstet, daß ich meine lateinischen und griechischen Klassiker nie zur Vorbereitung mit nach Hause nähme, sondern „unvorbereitet, wie ich mich habe", aus dem Stegreife übersetze? Zugleich fiel mir ein, daß dabei zuweilen dem lateinischen Lehrer die Zornader auf seiner Generalsstirn anschwoll und er wütend schrie: „Schrill, das ist mir in allem Ernst denn doch zu schrill! Was denken Sie sich denn, daß die alten Römer solchen Blödsinn geschrieben haben sollen?"

„Siehst du, mein Junge, das war es, was ich dir sagen wollte. Du mußt jetzt meine Stütze werden und meine Hilfe. Also strenge alle deine Kräfte in der Schule an, damit du erstlich die Freischule nicht verlierst und außerdem Privatstunden geben kannst. Schon, wenn du dich selbst kleiden und dir die notwendigen Bücher selbst anschaffen könntest, wäre uns damit geholfen. Und wo man die Kraft zum rechten Arbeiten hernimmt, wird unser Sohn doch wohl wissen, der von Jugend auf das Beten gelernt hat."

Damit stand sie plötzlich auf, fuhr mir mit der Mutterhand über die Stirn, als striche sie mir nur die Haare zurecht; aber ich spürte es: es war ein Segen dabei. Darum ergriff ich die Hand und küßte sie, und wenn die Mutter nicht gleich darauf weggegangen wäre, hätte ich vielleicht noch etwas versucht zu sagen. So aber schluckte ich an meinen Thränen und biß die Zähne zusammen, um der „Mann" zu werden, der jetzt not that.

Heute nachmittag war Virgillektion, zu der ich wie gewöhnlich gänzlich unvorbereitet war. Das sollte gleich anders werden.

Im Laufe einer Woche merkten es meine Kameraden mit unverholenem Erstaunen, manche sogar mit Neid, daß ich plötzlich auch etwas könne. Der Religionslehrer, ein alter Freund meines Vaters, nahm mich besonders, legte mir die Hand auf die Schultern und sagte:

„Nur jetzt kein Strohfeuer! Wer ein paarmal in seinem Leben so ansetzt und läßt dann wieder die Flügel hängen, der wird ein Lump!"

Es war kein Strohfeuer. Bei der Michaeliszensur kam ich dreizehn Plätze herauf, und der Direktor mußte

wohl mit meiner Mutter in anderem Tone gesprochen haben, denn als sie jetzt von einer Unterredung mit ihm heimkam, sagte sie gar nichts, aber die Augen standen voll Thränen, und sie küßte mich mit glücklichem Lächeln.

II.

Bald nach jenem Gespräch kam auch das erste Anerbieten. Ich sollte beim Kaufmann Mottich zwei kleine Knaben von acht und zehn Jahren täglich zwei Stunden vornehmen, für zwanzig Kopeken! ganze zwanzig Kopeken täglich! Also zehn Kopeken für die Stunde! Das war wohl lächerlich wenig, aber doch etwas, und einmal mußte der Anfang gemacht werden.

Mottich war eine ganz besondere Figur in dem kleinen Provinzialstädtchen an der Ostsee, wo ich die Schule besuchte. Er war ein Parvenü. Niemand wußte recht, woher er gekommen und woher seine Wohlhabenheit stammte. Erst hatte er ein kleines Gut in Arrende, dann fing er einen Kornhandel an, zog zur Stadt, heiratete eine Kaufmannswitwe, die einen Kramladen am Marktplatz hatte, und wurde Kaufmann. Die Esthen vom Lande kannten ihn und trauten ihm, und mancher bot ihm sein Erspartes an, um es sicher anzulegen. Er war sehr gewandt, unternehmend, und allerlei Geschäfte glückten ihm. Man sagte ihm nach, daß er mit derselben gönnerhaften Miene geschmuggelte Waren verkaufe, wie er Geld zu Wucherprozenten ausborge und sich nichts daraus mache, Geschäfte zu treiben, bei denen Ehrlichkeit ausgeschlossen war. So kam er schnell herauf und wurde stolz. Millionär wollte er werden und die erste Rolle spielen unter den Bürgers-

leuten in der Stadt. Leider war seine Frau eine zu ungebildete Halbesthin, die in Sprache und Manieren dem Adlerflug des Mannes nicht folgen konnte und ihn darum oft blamierte.

In dieses Haus ward ich bestellt, um mir die ersten Sporen pädagogischer Erfahrung zu verdienen. Das spöttische Gelächter meiner adligen oder pekuniär besser gestellten Mitschüler über den „Mottichschen Bubenbändiger" war der einzige Wermutstropfen in mein glückliches Bewußtsein gewesen, mit dem ich der Aufforderung Folge leistete.

Unvergeßlich bleibt mir der erste Abend.

Frau Mottich, verwitwete Mölderssohn, geborene Pungamäggi, empfing mich im Saal mit herablassender Miene:

„Mein Mann hat für mich gesagt, daß Sie heite abend bei uns kommen werden. Nu kut, setzen Sie sich auf Sofa, ich hol' die Jungens kleich hereiner. Aber, das muß ich Sie kleich sagen, für was ist was! Sie müssen die Jungens für das viele Geld auch ordentlich lernen! Also lesen in die Büchers und schreiben auf Tafel und in Hefters, ganz natierlich, wie in Elementarschule. Und Katechismus auch und Rechnen mit Sprüche!*) Wissen Sie das alles?"

Mein Sekundanerstolz wallte auf, aber meiner Mutter bittendes Gesicht fiel mir ein und ich bezwang meine Wut.

„Das versteht sich," antwortete ich.

Nu scheen, dann hol' ich die Jungens. Aber wenn die Kerls nich ordentlich sind, dann keilen und traschaaken Sie man tichtig. Wir wollen das nicht umsonst. Wenn

*) Sollte heißen: Bruchrechnung!

Mottich und ich zufrieden sind, dann geben wir für Sie noch ein Geschenk zu Weihnachten."

Sie ging und kam nach zehn Minuten mit zwei frisch-gewaschenen und -gekämmten Strolchen von Knaben wieder, die mich mit einer Mischung von Angst und Trotz und Verschmitztheit anstarrten.

Mit starker Faust drückte die zärtliche Mutter ihre Rangen auf zwei Stühle nieder, die an dem Sofatisch standen, der, mit einer teuren Plüschdecke behangen, eine brennende Lampe trug. Jeder hatte eine Lesefibel und eine Schiefertafel krampfhaft unter dem linken Arme. Noch eine Drohung der Mutterfaust und Madame Mottich ging ganz weg.

Mir klopfte das Herz. Wie wird das werden?

„Legt die Tafeln und Bücher auf den Tisch."

Das geschah.

Jetzt hielt ich mit bebenden Lippen eine kleine Rede, die ich mir beim Gang durch die dunklen Straßen zurechtgelegt hatte; wahrscheinlich sagte ich ihnen, wie sie sich betragen sollten und was ich ihnen für ein Herz entgegenbrächte.

Verschmitzt lächelnd sahen die beiden bald mich, bald einander an.

Jetzt sollte der Leseunterricht beginnen, von dessen Methode bei den Anfangsgründen ich damals keine Ahnung hatte.

Da fragt der eine Knabe den anderen halblaut:

„August, soll ich jetzt?"

Dieser nickte und, ehe ich ahnte, was diese brüderliche Verständigung bezweckte, tauchten beide Zöglinge in einem Moment unter den Tisch und versteckten sich unter die weit hinabhängende Tischdecke.

Verblüfft brach ich mitten im Satze ab und sprang auf. Was ist das? Was raten Salzmann, Basedow, Rousseau und Pestalozzi, in solchem Falle zu thun?

Mit zitternder Stimme befahl ich meinen holden Jünglingen, wieder zu erscheinen. Schelmisches Gekicher unter dem Tische und eine bedenkliche Schwankung der Lampe auf dem gefährdeten Tischtuch waren die einzigen Erfolge meiner Ermahnung.

Da brach der angeborene Pädagog in mir hervor, wie einst Pallas gewappnet aus Zeus' Schädel sprang. Mein Vater sollte nicht umsonst eines der renommiertesten Lehrerseminare Deutschlands absolviert haben: auch in meinen Adern floß Pädagogenblut!

Mit Sorgfalt trug ich die Lampe auf einen anderen Tisch: das Gekicher hörte noch nicht auf. Dann riß ich mit einem Ruck die Decke vom Tisch und schleuderte sie auf den nächsten Sessel: da war das Gekicher verstummt. Ich aber fuhr wie ein Raubtier unter den Tisch, packte mit jeder Hand einen der süßen kleinen Mottichs und zerrte sie hervor. Jetzt zeterten sie auf wie gestochene Ferkel, aber das half nichts: mit Püffen, Schlägen, Kniffen gründete ich das Fundament des nötigen Respekts in so energischer Weise, daß nach einer Viertelstunde die Zöglinge verweint mit zerzaustem Haar auf den Stühlen saßen und der Unterricht aufs neue begann.

Ehe die zwei Stunden um waren, hatte ich mein Zwiegespann in Ordnung und schon erhebliche Fortschritte gemacht.

Da traten die Mottichschen Eheleute ein, und sie sagte: „Das ist ein ganz guter Lehrer. Er hat die Kerls geprügelt, daß ich es in Speisekammer neben Küche hörte!"

Herr Mottich, eine schmächtige Gestalt mit ein paar scharfen, grauen Augen über einer Adlernase, deren Spitze leicht gerötet war, und einem auffallenden Muttermal unter dem rechten Auge, reichte mir lächelnd die Hand und sagte gönnerhaft:

„Es freut mich, lieber Schrill, wenn Sie sich Mühe geben. Etwas Tüchtiges lernen sollen die Rangen, denn wenn sie es auch nicht nötig haben werden, sich mit ihrem Wissen Brot zu verdienen, — hm, hm, dafür werde ich gesorgt haben! — so braucht man doch Bildung, um seinen Reichtum mit Geschmack genießen zu können."

Er war mir in diesem Augenblick schrecklich zuwider, der Herr Mottich, und ich nahm mich zusammen, um nicht eine kecke Antwort zu geben.

Meine Beziehungen zu Mottichs dauerten bis Weihnachten und, da ich außer meinem sauer verdienten Geld von der gutmütigeren Frau Mottich noch drei Rubel extra zugesteckt bekam, konnte ich vor dem Fest auf mein erstes selbsterworbenes Kapital von achtzehn Rubeln blicken, stolz nach Hause kommen und es der Mutter abgeben. Die Freude hat sich später in dieser Weise nie mehr wiederholt, weder bei guten Einnahmen von Hunderten oder Tausenden von Rubeln!

Jetzt bekam ich besser bezahlte Stunden bei Edelleuten, und mein Interesse für Mottichs nahm ganz beträchtlich ab. Zu Ostern stellte ich die Bedingung, man solle mir die Zahlung verdoppeln oder ich sage auf. Sie war dafür, er aber erklärte kurz:

„Solche Lehrer, wie Sie einer sind, habe ich für denselben Preis zehn an jedem Finger."

Damit war mein Unterricht in diesem Hause zu Ende,

und ich bereute es nicht. Denn in den Kreisen, zu denen ich jetzt Zutritt hatte, sprach man mit unverhohlener Verachtung von Mottich, und als er bald darauf einen tiefverschuldeten Edelmann total ruinierte und ihn um das Erbe seiner Väter, einen der schönsten Edelsitze der Umgegend, brachte, wurde der Name „Mottich" geradezu gebrandmarkt.

III.

Noch einmal war es mir beschieden in jener Periode meiner Jugendzeit mit Herrn Gutsbesitzer Mottich zusammenzustoßen, der jetzt nur mit drei edlen Rappen in eleganter Halbchaise durch des Städtchens Straßen rollte.

Ich war Primaner im letzten Semester und hatte unter der Selbständigkeit zu Hause und dem Ernst der letzten Jahre im Kampf mit dem Leben eine Reife errungen, die mit meinen jugendlichen Aeußeren in lebhaftem Kontraste stehen mochte. So nahm ich mir heraus, in einer peinlichen Angelegenheit Herrn Mottich aufzusuchen und ihn zur Rede zu stellen.

Wio Tammik, eine frühere Dienstmagd von uns, hatte ihre Ersparnisse im Betrage von hundertundfünfzig Rubel vor Jahr und Tag Mottich anvertraut und dafür einen kleinen Zettel erhalten, darauf in esthnischer Sprache die Worte standen:

„Hundertfünfzig Rubel durch Wio Tammik aus Alt-Berstenhof am zweiten Juni erhalten. Eleaser Mottich."

Jetzt, als er seinen Kleinhandel in der Krambude aufgab, kam die arme Seele, um nach ihrem Gelde zu fragen. Ein paarmal wurde sie mit einer Tasse Kaffee von Frau Mottich in der Küche abgefertigt, ohne Geld oder klare

Worte zu erhalten; als sie endlich aber zu Herrn Mottich vordrang, machte er ein erstauntes Gesicht und erklärte, von ihr kein Geld erhalten zu haben.

Zum Tode erschrocken zeigte Wio ihren Zettel. Einen Blick nur warf der gestrenge Herr darauf und lächelte wieder:

„Liebes Kind," sagte er, „da steht ja drauf, daß du mir aus Alt-Berstenhof, das heißt von dem damals noch lebenden Besitzer, Alexander von Datzen, hundertfünfzig Rubel gebracht hast, die er mir schuldete. Von dir habe ich nichts zur Verwahrung erhalten. Es steht ja keine Jahreszahl auf dem Zettelchen. Solche Schuldscheine habe ich nie ausgestellt. Du willst mich betrügen!"

Und plötzlich ging der Sonnenschein in Gewitter über: „Pack dich hinaus, du schändliche Seele!" donnerte Herr Mottich und in solchen Momenten ward er feuerrot, nur das Muttermal unter dem rechten Auge blieb unheimlich weiß, „sonst laß ich die Polizei holen und dich verhaften auf schnöde Erpressung. Johann, komm, wirf dies Vieh hinaus!"

Aber ehe Johann kam, war die Geängstete draußen und kam laut schluchzend zu uns. Wir kannten sie seit Jahren, die pockennarbige Wio, als etwas dumme, aber grundehrliche Person, und hatten seit Jahren schon davon gehört, daß sie ihr Geld, wie viele andere Esthen, zu Mottich getragen. Als sie nun so bei uns jammerte, tröstete sie meine Mutter, sie wolle selbst hingehen und mit Mottich sprechen. Papa aber erklärte, als er davon hörte: Das erlaube er nicht, weil Mottich als ein frecher Mensch bekannt sei und vielleicht Mama beleidigen könne; Ernst solle hingehen und in aller Ruhe mit ihm reden.

So bekam ich den Auftrag und kam mir vor, wie ein Ritter aus dem Zaubermärchen, daß ich für unterdrückte Unschuld gegen den ungerechten Feind eine Lanze brechen konnte. Beim Hingang — es war Abend — reckte ich meine Arme und ballte meine Fäuste, und heimlich schimmerte der sehnliche Wunsch durch: Ach, möchte Mottich doch anfangen zu schlagen, dann hätte ich Fug und Recht dazu, den Schuft einmal durchzuprügeln! Mag das kindisch gewesen sein — wen juckte es in jenem Alter nicht nach einer Kraftprobe, besonders, wenn sittliche Entrüstung das Panier war!

Mottichs Wohnung lag jetzt im besten Stadtteil, und man mußte klingeln, wenn man hineinwollte. Das war damals in unserem weltvergessenen Krähwinkel eine Seltenheit: außer an den Häusern der vornehmsten Adelsfamilien war dergleichen nur im Comptoir Oelich und Comp. angebracht. Aber selbst der Klingelzug imponierte mir nicht sonderlich.

Ich klingelte, Herr Mottich kam selbst, öffnete und ließ mich mit erstauntem Gesicht eintreten.

Aus dem Speisezimmer tönte helles Lachen, Gläserklirren und das verworrene Geräusch einer heiter gewordenen Tischgesellschaft.

„Was haben Sie, Herr Schrill? Bitte, nur näher! Vielleicht nehmen Sie teil an unserer Freude. Es ist mein Geburtstag. Kleine Abendgesellschaft, ein gutes Glas Rheinwein, ein paar feine Frauenzimmer aus Pernau angekommen! Haha! Nur näher, junger Freund; Sie studieren zu viel. Sie sind schon ganz bleich! Oder haben die Tschernomoren*), bei denen Sie jetzt immer verkehren, Sie

*) Spitznahme der Adligen.

so schlecht gefüttert? Kommen Sie zu mir, hier ißt und trinkt sich's besser!"

Eiskalt erwiderte ich:

„Herr Mottich, ich habe geschäftlich ein paar Worte zu sprechen.?

„Ah, wollen Geld borgen! Schon so adlig geworden! Hierher ins Kabinett! Die Tschernomoren kommen auch immer im Dunkeln zu Mottich, um Geld zu borgen, wie Nikodemus des Nachts, aus Furcht vor den Juden! Haha!"

Im Kabinett setzte ich mich nicht auf den Plüschsessel, sondern blieb stehen und sagte feierlich:

„Herr Mottich, ich komme wegen Wio Tammiks Geld."

Wie ein elektrischer Schlag ging's ihm durch die ganze Gestalt: er wurde feuerrot; nur das weiße Muttermal trat bleich hervor.

„Sie ist ein armes Dienstmädchen, hat viele Jahre gespart und dann ihr sauer erworbenes Geld Ihnen zur Verwahrung anvertraut. Wenn Sie jetzt diese Person ungerechter Weise . . . ."

„Wollen Sie sie heiraten? Oder ist sie Ihre Geliebte? Was fällt Ihnen ein, Sie junger Mensch, Sie!"

Und damit kam er mit drohender Gebärde näher. In mir wallte das Blut und klopfte in allen Pulsen: Gott sei Dank, er will anbeißen.

„Gott im Himmel wird Sie strafen, Mottich! Ihr Maß wird voll! Wio Tammik ist nicht die einzige, die sich wie ein Fluch an Ihre Fersen heftet!"

Da sprang er wie ein Raubtier an mich heran und packte mich an der Brust.

Im selben Augenblick erhielt er einen Faustschlag, der leider das Gesicht fehlte und auf der Schulter Platz fand,

im nächsten aber einen besseren neben der Adlernase, daß er aufschrie, mich losließ und an die Saalthür sprang, hinausrufend:

„Zur Hülfe, Mörder, Diebe!"

Ich hörte Stühle rücken, Stimmen schreien, — mir wurde es schwarz vor den Augen; was ich that, wußte ich selbst nicht. Mit beiden Händen packte ich ein schweres Hauptbuch, das auf dem Schreibtisch lag, und schmetterte es dem an der Thür Schreienden mit aller Macht ins Genick, daß er mit einem neuen Schrei taumelnd in den Saal stolperte. Dann wandte ich mich und verließ schleunigst die Walstatt, denn es sagt ein altes Sprichwort: „Laufen ist Schande, aber gesund!"

Mein Vater war empört über meine unchristliche Handlungsweise und später kam mir das auch mehr und mehr so vor: mit Schlägen hat uns Christus nicht geschickt, ihm die Welt zu erobern. Damals aber tröstete mich die Geschichte von der Geißel bei der Tempelreinigung.

Mottichs und wir schwiegen von der Geschichte, nur Wio hat sie kolportiert. Nach wenig Monaten machte ich mein Abiturum und zog mit meinen Eltern nach Dorpat, um Theologie zu studieren. Damit versank das kleine Städtchen an der Ostsee Strand mit Mottichs und allem anderen in den Schrein der Jugenderrinnerungen. Dort schläft alles, bis ein Zufall oder Gottes Fügung, richtiger gesagt wieder das eine oder das andere weckt.

IV.

Fünfzehn Jahre sind seither vergangen. Studienjahre, Lehr- und Wanderjahre! Von dem Ostseestrand nach Dorpat

am Embachufer, dann nach Petersburg, dann schon ein volles Jahrzehnt in Südrußlands Steppe! Wieviel Leben, Lieben, Lernen, Leiden ist über das heiße Herz gekommen in dieser Zeit, bis aus dem ungestümen Jüngling ein ruhiger Mann geworden!

Da hatte ich im Auftrage meiner geistlichen Oberen eine Fahrt zu machen, die mich von Alexandrowsk, wo die Eisenbahn das Knie des Dnjeprs streift, stromaufwärts hinter das Städtchen Nikopol am Dnjepr führte.

Das regelmäßig verkehrende Dampfboot hatte ich verpaßt und mußte von Alexandrowsk mich einem elenden kleinen Privatdampfer, der der großen russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft Konkurrenz machte, anvertrauen. Wenigstens bis Nikopol hatte ich kein anderes Verkehrsmittel; denn zu Lande in der Flußniederung die Reise machen, wie ich es einmal früher gethan, mochte ich um der bösen kleinen Mücken willen, die einen schier zu Tode plagen können, nicht zum zweiten Male wagen.

Das Schifflein hatte keine Küche, wie die größeren Dampfer und überhaupt nicht die Bequemlichkeiten derselben, sondern ich mußte mit Thee und Zwieback und einer Flasche sauren Bieres vorlieb nehmen. Dafür hatte ich Juden und Judengenossen genug an Bord, mit denen ich wie gewöhnlich in lebhafte religiöse Unterhaltung kam. Im Vorderteil lagerten einige zehn kleinrussische Arbeiter, die gegen Abend ihre Volkslieder sangen.

Die Fahrt war nicht ohne Interesse. Das bewaldete Dnjeprufer hat bisweilen reizende Partieen, hier und da giebt's ein waldbestandenes Inselchen, und an einem trotzig gegen den Fluß vorgeschobenen Bergstock erhebt sich wohl ein russisches Kirchlein. An solch einer Stelle verstummte

der Gesang, und die Kleinrussen bekreuzten sich andächtig.

Endlich, kurz, ehe die Sonne sank — und hier tritt die Dunkelheit sehr schnell ein — sahen wir Nikopols Dächer und Kirchtürme auf hohem Ufer in den letzten schrägen Sonnenstrahlen blitzen. Gleich darauf legten wir an einer schwimmenden, mit Ketten am Ufer befestigten Anfahrt an und erhielten den Befehl, uns selbst mit dem Gepäck da hinüber zu schaffen. Es hieß, der größere Dampfer, der uns morgen früh von hier weiter befördern sollte, werde jeden Augenblick ankommen und auf demselben könnten wir die Nacht verbringen. Somit lohnte es sich nicht, in die Stadt hinaufzusteigen und in den mehr als fraglichen „Hotels" ein Unterkommen für die Nacht zu suchen. Auf unserer schwimmenden Warteſtelle war ein schuppenähnliches Gebäude errichtet, das zu dem dort schon Vorhandenen noch uns alle aufnahm: Passagiere, Gepäck, Ukrainer Ochsen und Tschernigowsche Schafböcke!

Aber in echt südrussischer Unpünktlichkeit blieb das Dampfschiff statt fünf Minuten lang noch fünf Stunden aus, und als erst finstere Nacht hereingebrochen war und mächtige Müdigkeit ihr Recht geltend machte, blieb ich ruhig auf meinem ausgebreiteten Plaid liegen.

Die Nacht war weich und warm. Kein Lüftlein regte sich, nur leise gurgelnd und quirlend flossen die dunklen Wasser zu unseren Füßen dahin. Ueber uns funkelten des Südens hellere Sterne, und wer beten oder denken konnte, kam gewiß in Stimmung. Meine Nachbarn aber mochten von der Sorte sein, die da sprechen: „Gedanken sind ein Unglück!" wie mir einst ein ultrakonservativer Obrist sagte. Wenigstens ließ ihr Benehmen weder bei sich

noch bei anderen einen vernünftigen Gedanken aufkommen.

Es schienen Abenteurer, Seiltänzer, umherziehende Komödianten oder so etwas zu sein; wenigstens hatten sie phantastische, schmutzige Kleider und verkommene Gesichter, und die große Trommel, auf der sie oben bei einem Lichtstümpfchen Karten spielten, zeugte ebenso dafür, wie der abgerichtete weiße Pudel und die zusammengeschnürten Dekorationsstücke im Hintergrund. Ein wild aussehendes Mädchen, mit einem weißen türkischen Fez auf den roten Haaren und einer tatarischen Pfeife im Munde, führte das große Wort und schenkte sich und den drei Männern bisweilen ein Gläschen Schnaps ein.

Einer der Männer hatte mich, als ich mich in ihrer Nähe auf meinem Plaid niederließ, scharf angeblickt, sich dann aber wieder umgewandt. Plötzlich kommt einer der alten Juden, mit denen ich mich vorher unterhalten, vorüber, bleibt bei mir stehen und fragt auf deutsch:

„Schlafen Sie, Herr Pastor?"

Als ich verneinte, hockte er sich rechts von mir auf sein Bündelchen und setzte unser Gespräch von vorhin fort. Wir sprachen lebhaft über Israel nach dem Fleisch und dem Geist, und ich bewunderte bisweilen seine dialektische Gewandtheit. Mit der Zeit aber wurde ich müde und er auch. Er lehnte seinen Kopf an die Wand und schnarchte bald.

Da wehte ein Windhauch urplötzlich vorüber, und das Lichtlein auf der Trommel erlosch.

Mit einem gräßlichen russischen Fluch warf das Mädchen ihre Karten auf die Trommel und sagte auf russisch, aber mit fremdländischer Aussprache:

„Feierabend! Es ist Schlafenszeit, und ich bin höllisch müde!"

„Amen," lachte der große Mann, der am weitesten hinter der Trommel gesessen hatte, und sprang auf. „Komm, Thinka, lege dich auf meine Burka*). Ich gehe noch ans Land."

Das geschah, und die beiden anderen streckten sich auch neben der Trommel nieder. Der eine schlief sofort ein, und der andere schien nur darauf gewartet zu haben, daß seine Kameraden schnarchten, als er sich plötzlich mir näherrollte, bis er fast an mich stieß, dann sich aufsetzte und mich anstarrte. Ich dachte, er halte mich für schlafend und wolle mich bestehlen, darum hustete ich kurz und sah ihn scharf an. Da zündete er ein Streichhölzchen an seinem Beinkleid an, leuchtete mir ins Gesicht und flüsterte auf esthnisch:

„Seien Sie ruhig, Herr Schrill! Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Eleafer Mottich!"

War's möglich? Richtig, da war das Mal im roten Gesicht — aber sonst — sonst war auch nichts mehr von dem Herrn Mottich an dieser zerlumpten, verkommenen Gestalt. Jetzt erlosch das Hölzchen, und wir waren im Dunkeln.

„Bleiben Sie ruhig liegen. Ich möchte so gern einmal nach Jahren wieder jemand mein Herz ausschütten, und wir kennen uns ja von früher. Jetzt sind Sie Pastor, wie ich vorhin hörte und aus Ihren Reden merkte, — sehen Sie meine Reden an als eine Beichte. Vielleicht wird mir das Herz leichter, noch einmal leichter, ehe man

*) Kaukasischer haariger Mantel.

mich wie einen räudigen Hund irgendwo hinter dem Zaun einscharrt."

„Aber, Mottich," hob ich bewegt an, denn mit einem Schlage stand mir alles vor dem Geistesauge wie ein einziges Bild, was ich einst mit ihm erlebt, „wie sind Sie hierhergekommen? Was machen Sie da? Wo ist Ihre Familie?"

„Ich muß die Affichen ankleben, wenn unsere Leute ihr Karussell in einem Orte aufstellen, und später stecke ich im Kasten und drehe halbe Tage lang das Karussell!" war die kurze Antwort.

Da ich nichts antwortete, fuhr er fort:

„Wie ich dazu gekommen bin, fragten Sie? Das ist eine böse Geschichte; aber weil wir heute abend so merkwürdig zusammengekommen sind, will ich Ihnen alles erzählen. Vielleicht ermahnen Sie andere, die auf ähnlichem Wege sind, wie ich einst war, daß sie bei Zeiten sich ändern, damit es ihnen nicht gehe wie mir. Zu etwas Besserem als zum Karusselldrehen und zum abschreckenden Beispiel kann ich schon nicht mehr gebraucht werden!"

V.

Seufzend schwieg Mottich einen Augenblick still, um aber nach kurzer Zeit fortzufahren:

„Also damals, wie Sie kamen und mich prügelten — lassen Sie gut sein, Herr Pastor," beeilte er sich zu sagen, da er sah, daß ich eine Bewegung machte, um ihn zu unterbrechen — „so hat mir damals niemand gepredigt, wie dieser kleine Auftritt. Aber ich habe auch diese Mahnung Gottes nicht beachtet und schnell wieder, zu schnell vergessen.

Wie weit ich schon damals in Sünden und Schlechtigkeiten verstrickt war, haben Sie damals ebensowenig gewußt, wie alle anderen. Mit allerlei Betrügereien war ich so emporgekommen, daß mich der so plötzliche Ueberfluß nach einer in Armut verbrachten Jugend verdarb und vergiftete. Schon in jener Zeit schreckte ich vor keiner Gemeinheit zurück. Meine Frau, das war auch noch so ein Unglück, stand, wie Sie gemerkt haben werden, tief unter mir in der Bildung und merkte darum von meiner Untreue lange nichts. Ich glaube, die arme Seele ist, als sie dahinterkam, an gebrochenem Herzen gestorben, wenn man so sagen kann. So etwas ging über ihr Begreifen und Ertragen. Einer meiner Söhne ertrank beim Baden, der andere ist ein Thunichtgut geworden, fast wie der Vater. Wo er seit dem Zusammenbruch unserer Familie geblieben, weiß ich jetzt nicht. Das verdammte Saufen und eine dadurch begründete Liederlichkeit im ganzen Hause hat mein nicht unbeträchtliches Vermögen zusammenschmelzen lassen, wie Butter an Sonne. Wie gewonnen, so zerronnen! Drei Jahre etwa, nachdem ich mein stolzes Rittergut bezogen, wurde es mit allem Mobiliar unter dem Hammer verkauft, und ich verließ die Ostseeprovinzen mit nicht ganz tausend Rubeln in der Tasche. Meinen Jungen, August, Sie werden sich des Aelteren unter Ihren Schülern erinnern, hatte ich damals bei einem Förster in Kurland untergebracht, und so war ich frei von allen Sorgen, ging nach Amerika und habe alles versucht, aber es war alles umsonst! Als Bettler kehrte ich nach ein paar Jahren wieder zurück. Woran es lag, daß mir bei meiner Geschäftsgewandtheit und Energie nichts recht glücken wollte, weiß ich nicht. Aus Verzweiflung suchte ich dann wieder ab und an im Branntwein Trost;

aber das Trinken war nicht Schuld an dem Unglück, das mich verfolgte, sondern kam nur dadurch."

„Das sehe ich anders an," warf ich dazwischen, „Gott wollte Sie noch retten, darum ließ er es Ihnen nicht nach Wunsch gehen, weil Sie sonst wieder stolz geworden wären auf sich selbst und ihn doch nicht gesucht hätten. Jedes Mißlingen sollte eine Mahnung für Sie sein, Buße zu thun über Ihre alten Sünden und Vergebung derselben zu erlangen. Dann hätte Gott Ihren Eifer mit Erfolg krönen können. Nur thaten Sie ferner unrecht, daß Sie Ihren Trost in solchem Elend, statt an der rechten Quelle in der Flasche suchten. Dadurch kamen Sie weiter ab von Gott."

„Das mag schon sein," seufzte er und fuhr dann fort: „Wie ich aber jetzt als Landstreicher in die Heimat kam, wandten sich alle meine Bekannten von mir ab. Sie glauben nicht, wie schrecklich das ist! Ich will nichts sagen, wenn nur die Leute, denen ich unrecht gethan hatte, mich mit schnöder Verachtung vor die Thür werfen ließen. Nein, Menschen, denen ich, als ich anfing zu handeln und emporzukommen, oft ehrlich geholfen und die in dem weiten Gewissen damals meine Lehrmeister waren, diese kehrten sich auf der Straße am hellen Tage ebenso spöttisch von mir ab, als wenn ich abends heimlich zu ihnen kam und um die kleinste Anstellung flehte! Wirklich, damals wäre mir noch zu helfen gewesen. Noch hatte ich mir das Saufen nicht so angewöhnt, wie jetzt, wo es keine Gewalt mehr giebt, die mich davon kurieren könnte, und die ganze Umgebung der Heimat wirkte mächtig auf mich. Ich war gerade bei der Beerdigung des alten Pastors dabei, der mich einst konfirmiert hatte, und das Herz that mir weh

um meinen Jungen, der als Kellner in einem elenden Restaurant der Mitauer Vorstadt in Riga diente. Jede Arbeit wäre mir recht gewesen! Aber darin ist man in den Ostseeprovinzen sehr engherzig und kleinlich, daß man einmal Gefallene nicht mit Nachsicht und Vertrauen zu retten sucht, sondern sich wie von Aussätzigen abkehrt. Es kann ja sein, daß viele edle Menschenfreunde von Gaunern betrogen werden, die, Besserung heuchelnd, diese guten Herzen gegen alle Unglücklichen verstimmen, aber die meisten waren eben gar keine Menschenfreunde und kümmerten sich nur um sich selbst. Furchtbare Wut und Menschenhaß bemächtigten sich meiner zuletzt, und ich schwur, nie mehr mich in baltischen Landen an jemand zu wenden. So strolchte ich nach Rußland, kam wiederholt mit der Polizei in Konflikt und gewöhnte mir bei elender Kost mehr und mehr das Saufen an. Endlich bin ich soweit gekommen, daß mir niemand helfen kann und ich nur durch Schnaps existieren kann. Morgens muß das schreckliche Gefühl sofort durch einen tüchtigen Schluck besänftigt werden, ehe ich arbeiten oder mich bewegen kann. Im Lauf des Tages geht's noch zwei-, dreimal ebenso, und abends gehe ich selten nüchtern schlafen, denn ich weiß schon, was die Hölle auf Erden ist, nicht einschlafen zu können und sich fort und fort mit seinen Gewissensbissen herumquälen zu müssen. Ich bin jetzt soweit mit meiner elenden Lage versöhnt, daß ich bis zum Verlöschen der Lampe nichts anderes mehr will oder erwarte."

„Und dann?" fragte ich, erschüttert über diese Beichte.

„Dann," wiederholte er gedankenvoll. „Wenn dann noch etwas ist, so ist mir genug, was ich aus dem Konfirmandenunterricht behalten habe, daß Jesus für die armen

Sünder gestorben sei. Wahrhaftig, ich bin arm und sündig genug; nur kann ich mir nicht heraushelfen."

„Aber er kann es und will es! Beten Sie darum und suchen Sie aus dieser Sphäre herauszukommen, wo Sie keinen Schritt zur Besserung machen können," sagte ich warm. „Eben fahre ich nicht nach Hause, daß ich Sie mitnehmen könnte, aber in vierzehn Tagen bin ich daheim; hier ist meine Adresse. Kommen Sie zu mir aufs Land, Mottig, arbeiten Sie bei mir im Garten; es finden sich bei uns im Sommer und Herbst oft Stellen als Obsthüter oder Weinbergwächter, wo Sie fünfzig bis sechzig Rubel in zwei Monaten verdienen können. Im Winter nehmen Sie eine Stelle auf einem kleinen Pachtdorf als Schullehrer an, wo Sie bei freier Station fünf bis zehn Rubel monatlich haben können. Einen Anfang müssen Sie machen. Versuchen Sie, sich Jesu anzuvertrauen, Sie werden es nicht bereuen!"

Ehe ich's verhindern konnte, hatte er meine Hand ergriffen und geküßt. Dann sagte er bewegt:

„Es war mir ein Bedürfnis, mich Ihnen zu offenbaren, und ich danke Ihnen für die Liebe, die aus Ihrem Anerbieten spricht. Versprechen aber kann ich nichts, weil ich nichts sicher halten kann. Wollen wir sehen, ob's noch geht."

Wir sprachen noch lange, aber mir schien, daß er sich scheue vor jedem Eingehen auf meine praktischen Vorschläge er war zu tief in den Banden des furchtbaren Feindes der Menschheit, des Branntweins.

Endlich — eine Stunde nach Mitternacht flammte im Osten ein Licht auf, und bald kam in die ruhig schlafenden Gruppen Bewegung, denn das war der sich nähernde

Dampfer. Nach einer Viertelstunde legte er bei unserer Anfahrt an, und jedermann suchte seinen Platz entsprechend der Klasse, für die sein Billet galt, auf. Mit einem Händedruck schied ich von Mottich und wiederholte meine Bitte.

Er lächelte und sagte:

„Nun ja, wenn ich in vierzehn Tagen nicht bei Ihnen bin, komme ich nie."

Seither sind wieder schon fünf Jahre vergangen, aber von Mottich habe ich nichts mehr gehört.

„Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" „Was der Mensch säet, das wird er ernten, und die da reich werden wollen, fallen in viele Stricke und Versuchungen!"



Das Gleichnis vom Säemann.

Wir waren vom Spaziergang heimgekommen. Das war eine Freude gewesen zu sehen, wie die Lerchen singend aufstiegen zu Gottes blauem Himmel, wie im Ackergrund die Bauern pflügten und säeten und wie an den Weißdornhecken die weißen Blütenknospen schon sich zeigten, während unter dem Fuß das weiche, frische Frühlingsgras emporsproßte.

Zu Hause setzte man sich um den großen Tisch im Speisezimmer, denn es war die Zeit des Nachmittagskaffees und schlürfte nach der Bewegung in der frischen Luft den braunen Trank mit doppeltem Vergnügen.

Bald, nachdem der Tisch wieder abgeräumt war, trat die Dämmerung ein und die ist ja bei uns immer länger, als bei andern Menschen, weil wir dicht vor dem Hause den großen Berg nach Westen haben. Nun ist es bei uns schon lange Sitte, daß, wenn es anfängt zu dunkeln, sich der Vater in die Ecke des alten Ledersofas im Speisezimmer setzt und wir Kinder alle auf dem Sofa uns zusammendrängen, — die Kleinsten auf des Vaters Schoß — und er dann uns allerlei aus der Bibel erzählt. Weil

ich nun als Aeltester das Schreiben schon gut verstehe, meint der Vater, soll ich davon etwas aufschreiben, damit noch viel andere kleine und große Kinder auch etwas davon hätten. Aber ich bin doch kein „Schriftgelehrter"; wenn also manches nicht so ist, wie die Schriftgelehrten wollen, so kann ich nichts dafür.

Heute war gerade vom Säen und Pflügen der Bauern die Rede gewesen und so erzählte uns der Vater die Geschichte vom Säemann; d. h. eigentlich mußte Bruder Karl sie erzählen so wie sie in Römhelds biblischer Geschichte steht, und dann fing der Vater erst an.

„Seht mal, die Sache war so. Der Herr Jesus hatte schon allerlei den Leuten gepredigt und sie verstanden es nicht recht, weil sie sich nicht bekehren wollten; er hatte schon oft geheilt und gesund gemacht, aber die Leute sahen immer nur auf seine Hände und nicht auf sein Herz! Sie begriffen es nicht, daß er nicht nur so ein freundlicher Helfer für heute, ein guter Geist sein wollte, sondern, daß sie sich sollten zu ihm kehren und an ihn, als den Heiland glauben.

Da — einmal war es besonders so — drängten sie sich um ihn und meinten, wenn sie nur ihm in großen Massen nachliefen, wie ihr Kinder neulich dem Dalmatiner nachlieft, der mit seinem Affen durch die Straße zog, — dann sei alles gut. Das that dem Herrn Jesus weh. Er hatte am Ufer schier keinen Platz zu stehen und in ihren Herzen auch nicht. Darum trat er in ein Schiff und sprach von da aus zu den Leuten. Und weil das Ufer doch allmählich höher und höher anstieg, konnten die Leute dort überall den Herrn sehen und besser hören.

Und nun erzählte er ihnen dieses Gleichnis, daß der Karl eben hergesagt hat.

„Was sind Gleichnisse, Bertha?"

„Gleichnisse sind irdische Bilder mit himmlischer Bedeutung.

„Schön, nun sag mir mal, Ernst, warum sprach der Herr Jesus in Gleichnissen?"

„Weil man's dann nicht ganz klar versteht, wenn man nicht an ihn glaubt und ihn nicht liebt. Und dann ist ein Gleichnis weiter für jeden, der ordentlich aufpaßt, wie ein Nagel, an den man allerlei aufhängt. Es behält sich besser."

„So ungefähr habe ich es euch mal früher erklärt," fuhr der Vater fort, „aber damit ihr heute den Sinn dieses Gleichnisses recht versteht, will ich euch einige kleine Geschichten erzählen.

I. Die an dem Wege sind. (Matth. 13.)

War da im Dorfe Wollingen ein Bauersmann, nicht wie David nach dem Herzen Gottes, wohl aber nach dem Herzen der Leute. Er hieß Hans Halbrecht und war einer der reichsten im Dorf. Er lebte ziemlich rechtschaffen vor Menschenaugen, stahl nicht und schlug niemand tot, oder wie man auch zu sagen pflegt: er aß keinen Talg und trank keine Tinte. Im Wirtshaus war er selten, denn das war ihm zu schlecht; aber er selbst hielt sich Wein zu Hause und war froh, wenn viel Leute ihn besuchten. Dann konnte er sie alle frei aufnehmen und gut bewirten und hatte eine Menge willige Jasager um sich her, die seinen stolzen Reden Beifall gaben und nickten:

„Ihr habt ganz recht, Herr Halbrecht!“

Und es schien, als müsse er immer jemand um sich haben, denn das war der einzige Fehler bei ihm: „er liebte um keinen Preis allein zu sein, besonders nicht im Dunkeln.“

Da hielt der Vater inne, wandte sich an uns und fragte: „Warum wollte der Herr Halbrecht nicht allein sein?“

„Er hatte wohl ein schlechtes Gewissen!“ sagte ich.

„Er hatte Angst vor Gott,“ antwortete mein Bruder Karl.

„Er hat nicht gebetet,“ meinte Bertha.

„Ihr habt alle drei recht,“ lächelte der Vater und fuhr dann fort:

„So ist das lange Jahre dahingegangen. Da war mal Missionsfest im Dorf und zwar zum erstenmal. Zu diesem Fest waren viele fremde Pastoren und ein Missionar gekommen. Wie da von allen Seiten die Leute zusammenströmen, da ist der Herr Halbrecht nach Jahren auch wieder zum ersten mal in die Kirche gekommen und damit man ihn nicht sehen soll, hat er sich oben auf dem Orgelchor ganz hinten hingesetzt.

Unter den Pastoren war einer, der hat besonders die Gabe gehabt, die Leute anzufassen und das spöttische Lächeln, das zuerst die Mundwinkel des Herrn Halbrecht umspielte, verschwand gar bald. Ein Wort besonders war ihm in die Seele gedrungen. „Nehmet auf euch mein Joch, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!“ Ja, das that ja gerade dem armen Halbrecht Not. Ruhe für seine Seele! Er hatte keinen Frieden in seinem Geld und Gut, in Ehre und Ansehn; er brauchte Ruhe und fand sie nicht.

War nicht hier ein Weg gezeigt, wie er Ruhe finden könnte? Und da stieg ihm seine frühe Kinderzeit vor die Augen, wo er solchen Herzensfrieden gehabt hatte und er gedachte daran, daß er ja dort gebetet und geglaubt hatte. Ja, in Jesu allein, in der Umkehr zu ihm, könnte auch er noch Ruhe finden! Und wie der Redner noch mächtig weiter predigte, da faltete Halbrecht die Hände und helle Thränen liefen ihm die Wangen herunter.

In diesem Augenblick drehte sich der Schullehrer, der vorn an der Brüstung des Orgelchors stand, um und sah zu seinem Erstaunen den stolzen Halbrecht in Thränen sitzen.

Ehe die Kirche aus war, hatte sich's der Bauer gelobt: „Es soll ein Neues mit mir werden! Ich will auch Ruhe finden für meine Seele! Nur die Gottlosen haben keinen Frieden."

Draußen vor dem Gotteshaus blieben viele Leute stehen und man begrüßte seine Bekannten. Auch der allbekannte Herr Halbrecht ward bald von vielen begrüßt; mußte er doch heute so manche zu sich zu Mittag einladen, die von auswärts gekommen waren. Daß sich seine Frau auf viel Besuch zu Mittag gefaßt gemacht haben würde, wußte er, an Essen und Trinken würde es beim reichen Herrn Halbrecht schon nicht fehlen; — warum lud er denn die Leute so anders ein, als sonst wohl? Warum seufzte er im Herzen: ach, ich möchte niemand haben, ich möchte allein sein?"

„Wißt Ihr wohl Kinder, warum?"

„Weil er beten wollte!" sagte eins.

„Ja, weil das Wort in der Kirche auf sein Herz gefallen war und er gern jetzt sich bekehrt hätte. Aber wenn

so viel Leute kommen, giebt's viel Unruh und viel Sprechens, und wo viel Worte sind, geht's ohne Sünde nicht ab!

Wie er da gerade noch einladet und bald diesem, bald jenem antworten muß, geht der Schullehrer dicht vorbei und lächelt und sagt leise zu seinem Begleiter, aber so, daß Halbrecht es doch hört:

„Den hat der fremde Pastor heute auch herumgekriegt!"

Das waren die ersten Vögel, die lustig pickten nach dem ausgestreuten Samen.

Man kam nach Hause, man aß und trank tüchtig und die Zeit zur Nachmittagskirche ward verplaudert: man lachte und scherzte über die Frommen, die noch einmal zur Kirche wollten; einmal lange es doch schon auf ein ganzes Jahr und so weiter. Das waren wieder lose Vögel, die lustig pickten nach dem ausgestreuten Samen. So ging es fort bis zum Abend und als die Gäste fort waren, war Herr Halbrecht betrunken."

„Ach, wie schrecklich!" rief Bertha.

„Du wirst sehen, er kommt noch in die Hölle!" sagte Karl zuversichtlich.

Der Vater aber fuhr fort:

„Am andern Tage ging der Herr Halbrecht mit wüstem Kopf und bösem Herzen zum Schullehrer und stellte ihn trotzig darüber zur Rede, was er im Vorübergehen gesagt.

„Verzeihen Sie," bat der Lehrer erschrocken. „Ich sah Ihre Thränen und meinte ...."

„Kann man nicht an etwas anderes, Trauriges denken und mal auch für sich weinen, ohne gleich bekehrt zu sein! Ich wenigstens will von all den Geschichten nichts wissen und so lang, als ich leb, bringt mich kein Mensch mehr in die Wollinger Kirche hinein!"

„Doch, doch! Herr Halbrecht! Zur Leichenpredigt trägt man Ihren Sarg in den Mittelgang vor den Altar!“ sagte der Schullehrer ernst.

Da wandte sich der Mann um und ging ohne ein Wort zu sagen fort. Von nun an ging's mit ihm bergab. Er fing mehr und mehr an zu trinken und kam in jedem nüchternen Augenblick in große Angst hinein. Es kam so weit, daß kein ordentlicher Mensch mehr mit ihm verkehrte und er zuletzt meistens allein trank. So verging ein unsäglich trauriges Jahr und dann kam mitten in dem Toben und Wüten seines verwirrten Geistes das ernste Sterbestündlein. Es war niemand zu Hause als das achtjährige Töchterchen. Da taumelte der Angetrunkene ins Bett und schrie:

„Liesbeth, ich muß sterben! Komm her, bet für deinen Vater! Oder lies was vor!“

Das erschrockene Kind nahm das neue Testament und las dem Stammelnden und Röchelnden mit erhobener Stimme draus vor. Wie zufällig hatte sie die zweite Hälfte des 11. Kapitels aus dem Matthäus aufgeschlagen und als sie die schrecklichen Weherufe über Chorazin und Bethsaida (V. 21) las, ächzte der Sterbende jedesmal: „Ja, Wehe! Wehe!“ Gegen Ende des Kapitels aber kam sie an den Vers: „so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!“

Da fuhr der Vater auf und rief mit der letzten Kraft der Stimme: „Das war's! Das habe ich verloren! Das hätte ich sollen festhalten! Zu spät, umsonst! Ich finde keine Ruhe! Keine!“

Und als Halbrecht starb, fand der Herr Jesus in seinem Herzen von allem, das da hineingesäet war von früher Jugend an, bis zu jenem letztenmal am Missions-

fest keine Frucht. Es war eine traurige Beerdigung, die er bekam: der Pastor weinte und die Witwe weinte und die ganze Gemeinde weinte, denn der Text der Leichenrede war:

„Diese sind es, die am Wege gesäet sind."

II. Der Felsen im Acker.

Am andern Abende konnten wir uns gerade in der Dämmerung nicht um Papa versammeln, um ihm zu lauschen, weil da Gemeindeglieder gekommen waren, die solange im Kabinett blieben, daß Mama mit dem Kaffee warten mußte.

Endlich, als schon Licht angezündet wurde, gingen sie fort und Papa trat mit sorgenvollem Aussehen aus seinem Zimmer. Was da alles gesprochen worden, erfuhren wir nicht; nur sah ich, wie Papa sich beim Kaffeetisch ordentlich zusammennahm, um freundlich mit uns zu sprechen und da dachte ich bei mir selbst: so ungefähr muß Zacharias ausgesehen haben, da er aus dem Tempel kam und ihm alles Volk anmerkte, daß er ein Gesicht gesehen hatte. Denn an seinem Stummsein allein konnten sie das noch nicht erkennen.

So wurde damals nichts mit unserm Plauderstündchen. Am nächsten Tage aber ging es und wir erinnerten Papa an das Gleichnis vom Säemann; ja daß wir auf die nächsten Geschichten warteten.

Er strich mit der Hand über die Augen und fing dann an.

„In demselben Dorfe Wollingen, von dem wir schon hörten, wohnte ziemlich am Ende der Straße ein Ehepaar

Er war ein ziemlich gutmütiger stiller Mensch, aber dafür konnte seine Frau für drei reden. Ihre Stimme hörte man weit über drei Höfe weg, wenn sie mit ihren Mägden schalt oder einen Streit mit ihrer Nachbarin auszufechten hatte. Wenn er nicht so still gewesen, es hätte müssen traurig in dieser Ehe gehen; so schwieg er aber für gewöhnlich und sie schrie allein.

Einst nun ward sie krank und es schien, sie müsse sterben.

Erst wurden allerlei Hausmittel gebraucht, dann ward nach des Hirten Schwiegermutter geschickt, die allerlei Krankheiten zu „besprechen" versteht, und doch wollte dies alles nicht helfen.

„Aber, Papa, ‚besprechen' ist doch Sünde?" fragte Karl.

„Gewiß, mein Kind, das ist Zauberei und kann uns für Zeit und Ewigkeit an den Teufel binden, der gern seine Hand in solchen Sachen hat. Und vom Teufel dürfen sich Christen nicht helfen lassen! — Daraus seht ihr aber, daß diese Frau keine rechtgläubige Christin war, daß sie in der Not nach solchen Mitteln griff."

Endlich hieß es, man müsse zum Pastor schicken, daß er komme und ihr das Abendmahl reiche. Das heiße, meinte die Kranke, sie müsse schon sterben und der Pastor werde ihr das Abendmahl nicht geben, weil sie mit der Base verzankt sei u. s. w. Die Umstehenden aber überredeten sie und der Pastor kam.

Nach einigen Fragen merkte er, wie es mit der Kranken stehe und redete ihr ernstlich aber liebreich ins Gewissen. Not bricht Eisen und so ward die Kranke weich und weinte, ließ die Base rufen und versöhnte sich mit ihr in des Pastors Beisein. Dann folgte die Beichtrede und die

Worte fielen ihr aufs Herz. Besonders das eine hatte sie aufgegriffen, daß sie mit ihrem Munde so viel gesündigt habe und sie von nun an „mit dem Munde solle Jesum bekennen".

Als sie das Abendmahl erhalten hatte, hielt sie des Pastors Hand fest und sagte unter Thränen:

„Herr Pastor, beten sie auch für mich! Ich will ein neues Leben anfangen, wenn ich noch einmal gesund werde."

„Halten Sie Wort, liebe Frau Gelling!" mahnte der Pastor, „damit nicht mit der Not auch Ihre Umkehr zu Gott ein Ende habe. Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen."

Frau Gelling besserte sich von nun an zusehends und nach einigen Wochen war sie gesund. Und wie es schien, war sie auch nach dem inwendigen Menschen gesund geworden, denn man hörte sie nicht mehr schreien, schelten und keifen. Statt dessen hatte sie eine Art Hausandacht mit dem ganzen Hause eingeführt und regelmäßiges Tischgebet. — Der Same war schnell aufgegangen und sproßte schön grün!"

„War sie jetzt ganz fromm und gut?" fragte Bertha verwundert dazwischen.

„Nein doch, laß Papa weiter erzählen. Es ist noch gar nicht fertig," sagte ich.

„Da kam es vor, daß sie Besuch erhielten und sie schämte sich vor den Leuten zu beten. Diese aber hatten doch gehört von ihrer Veränderung und fingen an spöttisch darüber zu reden. Lange hielt sie an sich, zuletzt aber brach der verhaltene Strom hervor in einer Menge böser Schimpfreden und die Gäste, die gekommen waren, um sich über eine Bekehrte lustig zu machen, hatten jetzt nur sich über

eine keifende böse Frau zu ärgern. Hätte sie nach dieser schlechten Geschichte sich gleich gedemütigt und um Hilfe gebeten bei dem, der helfen kann, daß er ihr das böse Felsenherz zerschlage, — so wäre noch alles gut geworden. So aber war es, als ob der böse Schimpfgeist nachholen wollte, was er in den stillen Wochen versäumen mußte und bald hieß es im ganzen Dorf: „die Gellingsche gellt wieder!"

Leider konnte auch der Pastor nichts mit ihr aufstellen: alle seine ernsten Ermahnungen und liebreichen Bitten ließ sie ihn nicht einmal ordentlich vorbringen, sondern schalt in bösem Mut über den Pastor und den lieben Gott und alle Welt. Die junge grüne Saat war schmählich verdorben, gestorben, verwelkt und vorbei.

Es dauerte aber nicht lange, da ward ihr sonst so stiller Mann auch endlich böse und die zwei zankten sich eine Weile fürchterlich. Sie mußten zum Pastor kommen und er bemühte sich, sie zu versöhnen. Der Mann wurde weich und gab nach, streckte auch schon die Hand zur Versöhnung aus, aber sie wollte nicht und ging mit lautem, heftigem Schimpfen fort. Noch am selben Abend legte sich der Mann hin und wurde schwer krank. Wie die Frau das hörte, — sie war seit dem Streit zu ihrer Mutter gezogen, meinte sie hart:

„Geschieht ihm schon recht. Warum war er so gegen mich!"

Am nächsten Morgen schickten die Leute nach ihr: sie solle kommen, ihr Mann liege im Sterben, er verlange nach ihr und könne nicht sterben, bis sie komme.

Höhnisch lachend schickte sie die Boten allein zurück. Es stand mit dem armen Gelling wirklich so schlimm, daß der Pastor geholt werden mußte. Der Sterbende weinte

und bat, man möchte doch sein Weib noch herholen, er wolle sich mit ihr versöhnen. Sie kam aber nicht, und als sie hörte, der Pastor wolle selbst kommen und sie zwingen zu ihrem Manne zu kommen, da lief sie hinter den Höfen durch auf die große Landstraße ins nächste Dorf.

So starb Gelling voll Unruhe um seine Frau. Diese aber ließ eine Weile nichts von sich hören, bis etwa nach zwei Monaten der Pastor zu einer Kranken in einen entfernten Ort seines Kirchspiels abgeholt wurde: das war Frau Gelling auf ihrem Sterbebette.

Hohläugig und elend war sie geworden, daß sie kaum zu erkennen war und jetzt hob sie an:

„Ach, Herr Pastor! Es ist alles aus! Mein Mann steht alle Tage da an der Thür des Zimmers und legt seine Hand auf den Mund oder er hebt die Faust und droht mir! Ich bin elend und mager geworden durch die schreckliche Angst. Alle meine Sünden gehen über mich und alle die bösen Worte, die ich gesprochen habe, legen sich wie ein Schwarm von Stechfliegen über mich und jede will mich stechen! Oh, was fang ich an!"

„Aber, liebe Frau Gelling! Sie waren schon einmal recht krank und damals thaten Sie Buße! Könnten Sie..."

„Daran mußten Sie mich erinnern? Das ist ja mein größtes Unglück: einst geglaubt, jetzt alles verloren!"

Alles Reden und Trösten, Beten und Beruhigen wollte nicht verfangen und in großer Angst und mit gesträubtem Haar ist die arme Frau gestorben."

Nach einer Weile fragte mein Vater, als wir alle schwiegen.

„Ernst, an welchen Spruch erinnert dich diese Geschichte noch?"

„Versöhne dich mit deinem Widersacher, solange du mit ihm auf dem Wege bist; wo aber nicht, wird er dich überantworten dem Richter und der Richter wird dich überantworten dem Diener und werdest in den Kerker geworfen; wahrlich ich sage dir, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis daß du auch den letzten Heller bezahlest!"

„Und du, Bertha, sag mir, wovon handelt diese Geschichte?"

„Von denen, die auf das Steinichte gesäet sind."

III. Die Dornen im Land.

„In einer Schule", hob mein Vater am nächsten Abend an, „wurden über zwanzig Knaben zusammen unterrichtet und erzogen. Denn sie bekamen nicht nur Schulstunden in der Anstalt, sondern sie lebten ganz da und der Inspektor hatte alle Zeit ein wachsames Auge auf sie. Ja, er betete für seine Zöglinge und beschäftigte sich mit allem Fleiß damit, ihre Seelen recht zu behandeln, daß er sie womöglich Jesu zuführe.

Da war es kurz vor Weihnachten, ehe die Knaben ihre Censuren erhielten und die Erlaubnis, zu den Ferien heimzureisen, daß der Inspektor die übrigen Lehrer alle bei sich versammelt hatte, um über die einzelnen Zöglinge sich mit ihnen zu beraten.

„Der Alfred Werding ist einer der begabtesten und nettsten Schüler, die wir haben," sagte ein Lehrer.

„Und immer so sauber in der Kleidung und den Büchern, daß man nicht den geringsten Tadel anbringen kann, selbst wenn man wollte," setzte ein anderer hinzu.

„Ich würde es auch nicht raten, ihn zu tadeln!"

meinte ein dritter. „Der Junge ist wie ein rohes Ei: er verträgt keinen scharfen Blick, geschweige ein hartes Wort: Gleich wird er rot, verlegen, traurig, ja ihm treten die Thränen in die Augen, wo ein anderer sich aus solcher Strafe wenig oder nichts machen würde."

„Alfred ist begabt; das ist reiches, edles Land, aber er hat viele junge Dornen unter seinem Weizen," sagte der Inspektor ruhig.

„Nicht möglich!" rief der eine.

„Aber, Herr Inspektor, wo denken Sie hin? Das ist der beste Junge, so goldig rein, wie ein Strahl junger Morgensonne!" lachte der zweite.

„Was sollte er denn wohl für Fehler haben?" fragte der dritte Lehrer.

„Erstens ist er ehrgeizig. Ich habe dasselbe Erröten bemerkt, wenn ich einen andern lobte; er ist neidisch auf jede gute Leistung eines andern. Weiter ist er empfindlich. Jeden Scherz eines Kameraden nimmt er übel und über ein nicht erhaltenes Lob nachdem er seine Aufgabe gut gelöst hat, wird er tiefsinnig und fühlt sich beleidigt. Wenn er sich nicht demütigen lernt, geht er an seinem Ehrgeiz zu Grunde! Der Teufel ist ein stolzer Vogel: er sitzt gern auf hohen Bäumen. Den Hoffärtigen widerstehet der Herr, den Demütigen aber giebt er Gnade."

Eine Weile schwiegen die Lehrer, dann sagte der eine: „Aber, Herr Inspektor, was sagen Sie zu Konrad Reichenthal? Nicht wahr, gegen den können Sie nichts haben?"

„Ja, das ist eine Nathanaelsseele ohne Ehrgeiz, ohne Falsch!" rühmte ein anderer.

„Meine Herren, ärgern Sie sich nicht, wenn ich Ihnen

abermals widerspreche. Konrad Reichenthal ist nicht ehrgeizig, nein, er machte sich manches Mal zu wenig aus einem kleinen Tadel, aber er ist geizig! Keiner von den Knaben erübrigt etwas von seinem Taschengelde, nur Konrad! Keinen habe ich für Handeln und Schachern bestrafen müssen, nur ihn. Und die beiden Mal hatte er seine Kameraden tüchtig übervorteilt im Handel. Nein, nein, ich fürchte, stille Wasser sind tief! Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels und die da reich werden wollen, fallen in viel schädliche und böse Stricke!"

„Nun, da wüßte ich Ihnen, Herr Inspektor nur noch einen Knaben zu nennen, den man seinem Betragen und seinen Leistungen nach, den beiden Erstgenannten an die Seite stellen könne. Wollen sehen, was Ihr Scharfblick an ihm für zarte Dornen unter dem üppigen Weizen gefunden hat. Ich meine . . ."

„Natürlich Otto Kunzel!" unterbrach ein anderer Lehrer seinen Kollegen.

Dieser nickte.

Der Inspektor seufzte und schwieg.

„Nun?" drängten ihn die Lehrer, „so sagen Sie doch Ihre Meinung?"

„Kunzel ist entschieden begabter als die beiden Erstgenannten, hat auch nicht die Fehler der andern, aber er hat einen merkwürdig starken Hang zur Lüge. Sie wissen, daß ich selten ein Kind schlage und wenn ich es thue, so nur bei Trotz und Lüge. Nun hat Kunzel schon zweimal in diesem ersten halben Jahre körperliche Strafe für Lüge erhalten müssen. Was helfen dann seine glänzenden Gaben und seine dem entsprechenden Leistungen? Wer Lügen redet, der ist vom Teufel!"

„Aber, Herr Inspektor, Sie urteilen zu strenge! Es kann doch sein, daß diese Fehler sich verlieren!"

„Wenn die Knaben sich in Jesu Hand geben und anhalten am Gebet, wenn allerlei Lebensführung des großen Gottes mit ihrem ernsten Streben Hand in Hand geht, vielleicht. Sonst aber nicht. Wenn in so jungen Jahren schon die Dornen so ausgeprägte Natur haben, so werden sie sich mit den Jahren nicht verlieren, sondern sie werden härter und stärker und überwuchern den Weizen. Denn Sie dürfen nicht vergessen, meine Herren, daß diese natürlichen Anlagen in ihrem Heimatboden, dem Herzen, bleiben und daher viel mehr Saft und Kraft zu ziehen im stande sind, als die von oben her hineingesäeten Weizenkörner!"

Wieder schwiegen die Lehrer und nach einer Pause erst sagte einer von ihnen.

„Herr Inspektor, ich habe eine Bitte an Sie."

„Sprechen Sie sich aus."

„Da Sie doch meistens mit den Zöglingen in einigem Verkehr und Zusammenhang bleiben, wollten Sie sich unser heutiges Gespräch nicht notieren, damit Sie uns nach Jahr und Tag mal Antwort geben, was aus diesen Knaben geworden ist. Jetzt sind sie alle drei fünfzehn Jahre alt, wollen wir sagen nach einem Zeitraum von zehn Jahren teilen Sie uns mit, was aus ihnen geworden ist."

„Ja, das ist ein guter Gedanke," stimmten die andern bei.

Der Inspektor notierte sich etwas in sein Taschenbuch, sagte aber dann:

„So Gott will und wir leben!"

Der Mensch denkt und Gott lenkt. Jene Privatanstalt ist eingegangen, die Menschen, die einst an ihr arbeiteten,

sind zerstreut durch die Welt. Nicht zehn, sondern achtzehn Jahre waren seit jener Stunde vergangen und außer dem Inspektor, der jetzt als Pastor in einer großen Stadt seinem Herrn dient, hatte vielleicht niemand der Herren an jene Abmachung gedacht.

Da eines Abends, als der Pastor in seinem Gastzimmer sitzt, umgeben von seinen Freunden und Bekannten — denn es war sein Geburtstag — klingelt es und gemeldet wird der Name eines jener Lehrer.

Der Pastor springt auf, führt den Gast hinein und stellt ihn seinen Freunden vor als einen Kameraden der Arbeit aus alter Zeit. Man setzt sich hin und plaudert dies und das und viele alte Erinnerungen werden wach. Man freut sich des großen Gottes und Heilandes, dem man dient und seiner Wunderwege, die er mit uns geht. Endlich kommt dem Pastor auch die Erinnerung an jenen Abend vor Weihnachten, und die Abmachung in betreff jener drei Zöglinge in den Sinn.

Er steht auf, geht ins Nebenzimmer und kommt nach einer kleinen Weile mit einigen Papieren und einem alten abgegriffenen Notizbuch zurück. Wie er sich wieder hinsetzt, fragen ihn die Gäste, was das mit den Papieren da für eine Bewandtnis habe.

„Erinnern Sie sich, Herr Beremfeld, jenes Abends in unserer Anstalt, wo wir eine Art Wette gemacht hatten in betreff dreier Zöglinge?“

„Ach ja natürlich! Wir machten zehn Jahre ab, und jetzt ist's viel mehr geworden. Von einem dieser drei Zöglinge weiß ich nur, was mit ihm geworden ist, die beiden andern sind mir vollständig aus den Augen gekommen,“ erwiderte der Lehrer.

„Wahrscheinlich meinen Sie die schändliche Wechselfälschung von Konrad Reichenthal, die damals in den Zeitungen ausführlich besprochen wurde? fragte der Pastor.

„Natürlich. Dem armen Jungen brachte sie fünfzehn Jahr Zuchthaus ein! Gott sei seiner Seele gnädig, für dieses Leben ist er doch schon verpfuscht und verdorben dadurch. Ja, mit dem haben Sie schrecklich recht gehabt."

„Die Dornen des Geizes, des Reichwerdenwollens sind mächtig emporgewuchert und haben den Weizen erstickt. — Aber wissen Sie, was mit Otto Kunzel geworden ist"

„Keine Ahnung."

„Nun, er trat nach dem er unsre Anstalt verlassen hatte, in ein kaufmännisches Geschäft ein und hat sich durch seine Gaben und Leistungen beim Chef desselben ebenso beliebt gemacht, wie durch seinen Witz bei seinen Kameraden. Es dauerte nicht lange — er war kaum vierundzwanzig Jahre alt — so hatte er sein eigenes Geschäft und äußerlich ging alles glänzend. Wenn man ihn hörte, so war er auf dem besten Wege Millionär zu werden. Sein früherer Chef und viele vernünftige Geschäftsleute warnten ihn vor unreellen, leichtsinnigen Geschäften; aber es half alles nichts. Er wurde mehr und mehr ein Schwindler. Endlich brach sein Geschäft zusammen: er war bankrott. Da wollte er nicht die Schande und die Vorwürfe seines Gewissens tragen und schnitt sich mit dem Rasiermesser den Hals durch.

Aber man hat ihn verbunden und ins Lazaret gebracht und da bin ich noch zu ihm gekommen und habe mit ihm gesprochen und mit ihm gebetet. Ob er aber noch alles verstand, weiß ich nicht. Er weinte, als ich mich über ihn beugte, konnte er aber nichts mehr sprechen.

Vielleicht, daß der Herr ihn noch zu Gnaden angenommen hat! Aber Frucht hat dieser reichbegabte Mensch für das Reich Gottes keine gebracht. Seines Lebens Werk ist verloren, verbrannt."

Alle schwiegen erschüttert, bis nach einiger Zeit Herr Baremfeld wieder anhob.

„Aber, Herr Pastor, was ist denn aus dem dritten geworden? Ich habe sogar den Namen vergessen. Wie hieß er doch? Es war so ein hübscher Junge, weiß und rot?"

„Alfred Werding."

„Richtig. Damals hatten Sie gemeint, er sei ehrgeizig. Was ist er denn?

„Ich habe allerlei von ihm aufbewahrt," sagte der Pastor und suchte in seinen Papieren. „Er hat studiert, ist Staatsbeamter und steigt bei seinen Gaben, seinem Vermögen und seinem Ehrgeiz von Stufe zu Stufe. Ich glaube, er ist der einzige Staatsrat in Rußland, der erst dreiunddreißig Jahre alt ist. Hören Sie wie er mir mit siebenzehn Jahren schrieb, als er auf die Universität kam:

„Teuerster, lieber Herr Inspektor."

Zwei Jahre später, als er auf der Universität die goldene Medaille bekam, schrieb ich ihm und erhielt eine Antwort mit folgender Ueberschrift: „Geehrter Herr Pastor!"

Noch vier Jahre später, wie er als Sekretär bei der Gesandtschaft angestellt wurde und ein reiches, schönes Mädchen als Frau heimführte, schrieb ich ihm wieder und warnte ihn liebreich vor dem Hochmut, den ich ja als Kind in ihm schon gemerkt und gestraft hatte. Hören Sie seinen Brief:

„Herr Pastor! Ich verbitte mir für alle Zukunft Briefe Ihrer Hand, wenn Sie sich unterstehen wollen mir derartiges zu schreiben. Sie sagen, ich hätte Gefahren für meine Seele um mich her, in denen mein alter Fehler, „der Ehrgeiz", mächtig wachsen könnte u. s. w. Gut, ich bin stolz, aber ich weiß auch worauf! Also lassen Sie aus ihrem Gängelbande Ihren stolzen

Alfred von Werding,
Gesandtschaftsattaché.

So haben wir keine Beziehungen weiter. Sehen wir uns auf der Straße, so kennt er mich nicht mehr und treffen wir uns zufällig in dem Salon irgend eines vornehmen Mannes, so dreht er mir den Rücken oder wenn er nicht anders kann, so thut er, als sähe er mich zum ersten Mal im Leben.

Die Dornen sind aufgewachsen. Soll man noch glauben an den Weizen? Sehen kann man nichts mehr davon. Freilich unglücklich ist mein armer Alfred doch dabei und er macht auch andere unglücklich. Denn die Jagd nach Erdenruhm läßt keine Zeit zu glücklichem Familienleben! Wie viel besser haben wir es, die wir mit dem Sänger sprechen:

O Erdenruhm wie ward von deinen Kränzen
Das Gold so bleich!
Seit ich gesehn der Heil'gen Ehrenkronen glänzen
In Gottes Reich!"

IV. Das gute Land.

Es vergingen einige Tage, wo der Vater wieder keine Zeit zum Plauderstündchen hatte. Heute hatte er nachmittags noch eine Beerdigung, an der das ganze Dorf und

wir mit teilnahmen. Der alte gute Bündel war gestorben und Papa war bei der Leichenrede selbst bewegt, wie ich ihn selten gesehen habe. Er hatte den Text:

„Weinet mit den Weinenden und freuet Euch mit den Fröhlichen."

Da sagte er zuerst, wer bei diesem Begräbnis alles die Weinenden seien, die Witwe, die Kinder, die Freunde, das ganze Dorf und er, der Pastor, selbst auch. Und dann sagte er, zwei seien fröhlich: der alte Bündel, daß er selig geworden und der Herr Jesus, daß er ihn „durch" habe in seinem Reich.

Später, als es schon finster war und die Lampe im Speisezimmer brannte, kam der Vater erst von Bündels nach Hause, hing den Talar in den Schrank und sagte:

„Kinder, heute kann ich nicht arbeiten. Kommt her, wir wollen plaudern. Wo stehen wir denn in unserem Erzählen?"

„Jetzt kommt das gute Land, das dreißigfältig, sechzigfältig, hundertfältig trug," antworteten wir erfreut.

„Ja, giebt's denn eigentlich gutes Land? Gute Herzen! Giebt's solche?"

„Niemand ist gut, als der einige Gott!" erwiderte ich.

„Richtig, also kann man höchstens sagen, der Herr habe das Land zu diesem Zweck zum Fruchttragen gut gemacht: er hat es vor dem Zertreten des Wegharten, wie vor den bösen Vögeln bewahrt, die den Samen wegnehmen, er hat weiter den Felsen zerschlagen und die Disteln ausgerissen. So wurde das Land gut."

„Ja Papa, aber warum machte das der Herr Jesus nicht auch beim armen Herrn Halbrecht und der Gelling-

schen und den drei Knaben?" fragte mein Bruder Karl dazwischen.

„Antworte ihm Ernst."

„Weil, — weil sie doch wohl selbst nicht wollten," brachte ich verlegen hervor.

„Gewiß, weil sie selbst solches gar nicht wollten. Also konnte man sagen, wenn jemand wirklich ernstlich von ganzem Herzen will sich helfen lassen, so wird ihm geholfen. Wer da sucht, der findet, wer da bittet, der nimmt.

Nun hört meine Geschichte vom guten Land.

In einem deutschen Kolonistendorfe Südrußlands lebte ein kleiner Knabe mit Namen Heinrich. Seine Eltern erzogen ihn in Gottesfurcht und christlichem Sinn bis zum sechzehnten Lebensjahre, wo er zu fremden Leuten kam als Knecht. Vorher war er noch beim Pastor konfirmiert worden. Alles Gute, was unser Heinrich gelernt und gehört hatte, war schon die Gnadenarbeit des treuen Gottes an seiner Seele gewesen, ohne daß er sich viel geändert hätte. Er hatte allerlei Fehler anderer Kinder auch; er naschte, wo er etwas heimlich festkriegen konnte, er log und betrog auch manches Mal und vor allen Dingen war er furchtbar jähzornig. Wenn ihn ein Kamerad in der Schule ärgerte, so fuhr er immer auf, als wollte er ihn fressen!"

„Papa, das ist wieder ein schlechter!" mischte sich Bertha altklug hinein.

„Laß nur gut sein, mein Kind, und warte ab, wie es wird. Bei den fremden Leuten, da wurde der Heinrich immer schlechter und vergaß sogar oft das Beten am Abend, ja er machte mit der unartigen Dorfjugend manch dummen Streich. Da starb sein Vater, wie er vierundzwanzig Jahre alt geworden und er sollte zu Hause der kleinen Wirtschaft

vorstehen; die Mutter nämlich war kränklich und hatte nur den einen Sohn. Kaum war Heinrich einige Jahre zu Hause und arbeitete wie ein selbständiger Wirt, da brach der Krimkrieg aus, wo die Türken und Engländer und Franzosen gegen die Russen kämpften. In jener Zeit mußten von den Kolonisten viele Fuhren gestellt werden und da fuhr der Heinrich mit vielen andern auch in die Krim.

Eines Tages bekamen sie den Auftrag eine Menge Hafer aufzuladen und etwa siebzig Werst weit zu fahren. Daß dort, wohin sie jetzt kamen, schon ganz in der Nähe Feinde waren, ahnten sie nicht. Es hatte sie auch niemand gewarnt und außer einem Wachtmeister war kein Militär mit. Jetzt, wie sie in der Nähe der jetzigen Eisenbahnstation Alma, am Fluß Alma, ihre Pferde gerade zum Futtern ausgespannt haben, da hören sie es knallen im Waldgebirg der Jaila und bald darauf sprengt ein flüchtiger Kosakenhaufe nicht weit von ihnen herbei. Einige Minuten später kommen türkische Reiter aus dem Wald und scheinen die Kosaken verfolgen zu wollen; wie sie aber die große Anzahl beladener Fuhren erblicken, schwenken sie rechts ab, auf die Futterstelle zu. Das war ein Schreck für die sonst schon ängstlichen deutschen Kolonisten. Die meisten stoben nur so nach allen Seiten auseinander: einer kroch ins Gebüsch, ein anderer sprang das steile Ufer der Alma herab und verbarg sich unter der Uferböschung. Nur Heinrich war so erschrocken, daß er stehen geblieben war, ebenso wie der Wachtmeister.

Im Nu waren die Türken da! Heinrich faltete die Hände und betete: „Herr, erbarme dich meiner noch diesmal", — während der alte russische Wachtmeister die Todfeinde mit grobem Fluchen empfing. Ein Teil der Reiter

stieg ab und spannte die Pferde vor, während andere sich die Freude machten, die zwei Gefangenen an die nächsten Bäume zu binden und sie zu quälen. Heinrich stieg der kalte Angstschweiß auf die Stirn, als man ihm die Hände auf den Rücken fesselte und ihn an Füßen und Leib an einen Baum band. Noch einmal seufzte er: „Jesus Christus, erbarme dich!“ Und dabei gelobte er innerlich dem Heilande, er wolle sein Leben ändern und von ganzem Herzen sich zu Gott bekehren, wenn er noch dieses Mal davon komme. Hohnlachend trugen die Türken Reiser zusammen und legten sie um die Füße der Gefangenen. Als die Pferde alle angespannt waren und der Zug per Wagen sich statt nach Süden, jetzt nach Westen in Bewegung setzte, zündeten die Türken die Reisighaufen an und sprengten den Wagen nach. Langsam stieg der Rauch um Heinrichs Gesicht auf, langsam leckte die Flamme weiter am Holz entlang und jetzt ergriff ein entsetzlicher Schmerz seine Füße. Neben ihm der Wachtmeister stieß einen furchtbaren Schrei aus und das war das letzte, was Heinrich hörte, denn ....“

„War er jetzt tot?“ fragte Bertha schluchzend.

„Nein, Seine Sinne verließen ihn. Wie er wieder aufwachte, lag er in einem niedrigen, aber reinlichen Zimmer. Ein unangenehmer Geruch erfüllte den Raum. Bald sah er, daß noch andere Kranke da lagen. Es war das Kriegslazarett zu Bachtschi-Sarai. Wochenlang mußte Heinrich da krank liegen, bis er sich nur soweit erholte, daß man ihn in andere entferntere Lazarette schicken konnte: obschon die im Gehölz versteckt lagernden Kameraden das Feuer bald gelöscht hatten, waren ihm die Füße so verbrannt, daß er sein Lebenlang schlecht gehen konnte.

„Das ist, wie der alte Bündel! Der ging auch immer so merkwürdig," rief Karl dazwischen.

„Nun hört nur weiter. Wie der Heinrich so krank und elend und doch gerettet nach Hause kam, war da in einer Nachbarkolonie ein neuer Pastor angekommen; der predigte gewaltig und machte viel Aufsehen, denn es hieß, jetzt bekehren sich die Leute. Heinrich konnte nicht in die Kirche gehen, als dieser Pastor in seinem Heimatdorf auch eine Predigt hielt, denn er war immer noch bettlägerig und die Wunden an den Füßen wollten nicht heilen. Aber er ließ den Pastor bitten, ihn zu besuchen. Da kam er auch und ließ sich des kranken Mannes Erlebnisse erzählen. Dann sagte er:

„Es ist besser, einäugig oder ein Krüppel ins Reich Gottes eingehen, denn daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Gott der Herr hat Sie gewiß nicht dazu am Leben gelassen, daß Sie ohne sich gründlich zu ihm zu bekehren, doch zur Hölle fahren, darum lernen Sie glauben an Jesum, der Sie mitten in Ihren Schmerzen froh machen kann. Der Meister ist da und ruft dich!"

Dann hatte er noch ein kräftiges Gebet um Heinrichs Seele gehalten und war fortgegangen. Von Stund an forschte Heinrich in der Schrift und suchte Jesum von ganzem Herzen. Merkwürdigerweise fand er nicht nur bald nach wenigen trüben Tagen Gnade und Vergebung der Sünden, sondern seine Füße besserten sich auch zusehends, so daß er nach einigen Wochen wieder, wenn auch am Stocke hinkend, ausgehen konnte."

Ganz wie der Gichtbrüchige, mußte ich denken, als Vater eine kleine Weile schwieg, dem wurden auch zuerst die Sünden vergeben und dann konnte er aufstehen auf

Jesu Wort und heimgehen. Bald fuhr Vater wieder in seiner Erzählung fort:

„Jetzt dauerte es nicht lange, so heiratete er und zwar ein stilles frommes Mädchen, obschon es ganz arm war. Er hat aber seine Ehe christlich angefangen und christlich weiter geführt und das hat ihm Gott gesegnet. Von Jahr zu Jahr hob sich sein Wohlstand und sein Ansehen bei allen ordentlichen Leuten. Wohin er kam, grüßte man ihn und ehrte den lahmen Heinrich, so gut es die Bauern verstehen.

Dann starb der Pastor und es gingen mehrere Jahre hin, wo die arme Gemeinde gar keinen Pastor hatte. Da machten sich einige schlechte Menschen daran, die Obrigkeit gegen die Betbrüder aufzuhetzen, die beim lahmen Heinrich in der Wohnstube sich zu versammeln pflegten. Lügenhafte Anklagen wurden eingereicht und die Polizei griff mit rauher Hand ein. Eine Zeitlang waren alle, die zu jener Hausversammlung gehört hatten, im Gefängnis eingesperrt, dann aber wurde es ihnen streng verboten, zum Lesen und Beten zusammenzukommen. Da bewegte Heinrich die anderen dazu, daß sie mit ihm in die Krim auswanderten, wo gerade billiges Land zum Verkauf ausgeboten war. Freilich hatten die meisten Angst, weil damals noch sehr wenig deutsche Kolonieen in der Krim waren und man den Tataren nicht viel gutes zutraut. Aber in des Herrn Namen zogen sie hin und gründeten eine jetzt schöne und blühende Kolonie. Weil sie damals das Land zu sechs und zu acht Rubel per Dessätine kaufen konnten, und dasselbe Land jetzt nach fünfundzwanzig Jahren auf sechzig und achtzig Rubel gestiegen ist, und weil der Herr sie sonst gesegnet hat, sind sie reich geworden. Heinrich aber war das Haupt beim

Häuserbauen und Bäumepflanzen, ebenso wie bei den Versammlungen zum Lesen und Beten, die ihnen hier niemand verbot. An den Krankenbetten und in schwerer Zeit hat er sich oft bewährt als ein gläubiger, treuer Christ und mancher ist durch ihn auf den Weg des Lebens geführt worden. Handwerksburschen, die bettelnd durchs Dorf zogen, Polizeibeamte, die hier Befehle der Obrigkeit ausführten, Pastoren, die mit ihm bekannt wurden, alle möglichen Menschen haben sagen müssen: ‚der lahme Heinrich, ja das ist ein rechter Christ!‘ Fröhlich, glücklich war er fast immer und er machte es wie der Kämmerer aus Mohrenland, der, nachdem er Jesus gefunden hatte, ‚seine Straße fröhlich zog‘. So ist er geblieben bis ins Alter, bis Kinder und Enkel, eine reichgesegnete, fromme Familie ihn umgaben, bis er den Namen Jesu auf den Lippen lächelnd heimgegangen ist zu den Friedenshütten im Licht.“

„Bertha, zu welchem Wort der Geschichte vom Säemann sollte diese Geschichte sein?“ fragte der Vater nach einer kleinen Pause.

„Die aber auf das gute Land gesäet sind, sind diese.“



Ein Weihnachtsritt in der Steppe.

„Aber, liebes Herzchen, es ist doch heute Weihnachten! Wie kannst du da wegfahren?“ klagte meine Frau. „Es ist ein schwerkranker Musterwirt in der nächsten Judenkolonie, der nach mir geschickt hat. Ich muß fahren. Uebrigens beruhige dich, du sollst den ersten Weihnachtsabend in der Steppe nicht allein bleiben: ich komme heim.“

Gleich darauf saß ich im Kolonistenwagen mit Federsitz und fuhr hinaus in die naßkalte häßliche Steppe. Das soll Weihnachten sein! In unserer baltischen Heimat liegt um diese Zeit

„Rings vom Winter
Die Welt verschneit,
Trägt ihr schönstes,
Ihr Sterbekleid.“

Und hier in Südrußlands Steppe wechseln ein paar Frosttage mit Regenwetter oder Glatteis. Grundlos ist der schwarze Boden erweicht und aller Verkehr stockt. Die Weihnachtspost aus der entfernten Kreisstadt ist noch immer nicht eingetroffen, obschon der Bote drei Tage lang fort

ist — und mein Weibchen wartet doch so sehnlich auf einen angekündigten Weihnachtspacken aus Esthland von den Verwandten! Schwer war's schon, eine Art Weihnachtsbaum in Gestalt eines kleinen Wachholderbäumchens aufzutreiben, welches mit Lichtern und Schmuck zuzurichten ihr heute allein überlassen bleibt, weil ich zum Kranken fahre. Wie schwer trug sie wohl heute, wo die Erinnerungen an die traute Heimat und die fernen Lieben besonders stark kommen mußten, an der Einsamkeit in der unwirtlichen Steppe. Hätte ich auch nicht den Weihnachtsgottesdienst in dem Pfarrdorf zu halten, heim müßte ich heute doch! Denn den ersten Weihnachtsabend in der Ehe darf ich mein armes Frauchen doch nicht allein lassen. Jetzt ist's zwölf Uhr mittags: fünfzehn Werst ist das Judendorf entfernt, wohin ich mußte, also konnte ich bequem bis fünf Uhr zum Weihnachtsgottesdienst zurück sein.

„Vorwärts, Kunters (Wallach)," mahnte mein Fuhrmann seine Braunen und bekräftigte seine Mahnung mit einem schlagenden Beweis: wieder und wieder fielen schwere Hiebe auf die Pferde. Sie zogen wacker, aber es ging doch entsetzlich langsam vorwärts, schier zu langsam für meine Ungeduld.

In jeder Vertiefung der flachen Steppe lief Wasser zusammen vom Tauwetter und in den Rinnsalen, wo Regen- und Frühlingsfluten abfließen, strömte heute rauschend ein Wässerlein. So weit das Auge reichte, lag die schwarze Steppe heut so tot und stumm da, daß man wirklich mit meiner Frau behaupten konnte:

„Ach was, die Steppe, die ist gar keine Gegend!"

Hier und da nickten halberfrorene Gräser oder Disteln im Winde und dort weit am Horizont flog schwerfällig eine

fette Trappe — das war das ganze Leben. Kein Wagen, kein Reiter, kein Baum, kein Strauch, keine Haus — nichts zu sehen.

Doch — endlich! — Dort hebt sich etwas über den Horizont: es ist die schiefe, rundliche Kuppel der Judensynagoge des Dorfes, wohin wir wollen. Es war, glaube ich, ein gutgemeinter, aber verfehlter Versuch Judenkolonien anzulegen. Trotz aller erdenklichen Begünstigungen, trotz der geduldigsten Nachsicht der Verwaltung, trotz der besten Musterwirte aus den deutschen Kolonisten haben die Juden in einem Jahrhundert die Landwirtschaft doch nicht gelernt.

Zwei oder drei Wirte mögen etwa in jedem Dorfe sein, die selbständig eine vernünftige Wirtschaft treiben; vierzig aber blieben, was sie waren, arme, schmutzige, arbeitsscheue Leute, andere vierzig gingen mit falschem Passe davon und treiben irgendwo an der Grenze oder in Berditschew den heißgeliebten Kleinhandel mit unmöglichen Gegenständen, und der Rest von hundert sitzt vielleicht als Handwerker-Proletariat in den deutschen Kolonien. Daher haben sich unter die Flügel der deutschen Musterwirte, die jede Judenkolonie haben muß, allerlei landlose Deutsche in die Judenkolonien gezogen und ackern gegen hohe Arrende die Steppenstücke der Kinder Israels.

An den zerfallenen Hütten Sems, in denen hier und da Japhet wohnte, ging's vorüber bis dahin, wo hinter ordentlichen Zäunen und netten Obst- und Blumengärten die Musterwirte lebten. Vor einem stattlichen Gebäude hielt mein Wagen und ich sprang ab. Als ich nach der Uhr sah, war es schon zwei Uhr. So lange hatte die Fahrt gedauert! Wie ich aber ins Zimmer kam, vergaß ich meine Ungeduld und Eile.

Dort im weichen Himmelbett saß — von Kissen gestützt ein hohläugiger Sterbender und streckte, als er mich sah, beide Arme nach mir aus, während ihm die Thränen rannen:

„Gott sei Dank! Gott lohn's, daß Sie gekommen sind, Herr Pastor! Ich habe so schrecklich eng, — ich habe auf Sie gewartet."

Bald saß ich am Bett, seine Hände in meinen und hörte Beichte, eine Beichte, wie sie so ungeschminkt und deutlich nur an der Grenze der andern Welt den Leuten über die Lippen will. Ich hörte, wie der arme Mann beängstigende Träume gehabt, wo es immer wieder hieß: decke auf, decke auf dein Leben! Hier gilt's nichts mehr zuzudecken, nichts sich selbst vorzulügen, hier muß mal reine Sache gemacht werden, sonst gehst du verloren!

Und als er sich müde gesprochen und satt geweint, sagte ich ihm, das heute Weihnachten sei und wie er selbst zum Weihnachtsfrieden kommen könnte.

Wie durstiges Land Segen und Erquickung spendenden Regen auffaugt, nahm mir mein sterbender Hörer das Wort von den Lippen und solches Zuhören giebt einem mehr, als es nimmt. Es wurde mir die Stunde an diesem Krankenlager so reich für mich selbst, daß ich alles andere darüber vergaß. Das sind die Feierstunden unseres schweren Amtes, wenn wir jemanden finden, der der Weihnachtsbotschaft von dem Frieden und der Freude von Oben also willig Gehör leiht. Mögen leichtsinnige Spötter solche Wirkung unserer Tröstung am Sterbebette, die sie nicht leugnen können, weil sie zu deutlich jedem offenbar zu werden pflegt, mit jenem russischen Arzte, der Zeuge davon war, „Hypnotismus" nennen — wir kennen ihre Quelle

und ihre Kraft und freuen uns jeder Hilfe, die wir bringen dürfen."

Nach dem Abendmahl lag der Sterbende sanft lächelnd da und sagte mir mit Händedruck und Blick und Wort, daß er jetzt Frieden habe und wenn's auch zum Sterben gehe, denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.

Als ich jetzt nach der Uhr sah, war es gleich drei Uhr.

„Lieben Leute, gebt mir schnell Pferde, ich muß heim!"

„Hier ist im Nebenzimmer noch ein krankes Kind, das Sie taufen sollen," begann einer der Männer, „und dann, Herr Pastor, wird's schon zu spät, um heimzufahren. Um vier Uhr dunkelt es bereits und wir haben im Dorf kein paar so guter Fahrpferde, wie die waren, mit denen Sie kamen und der Weg ist schlechter geworden als er war und man kann sich leicht verirren. Bleiben Sie hier über Nacht."

„Unmöglich, ich muß heim!" rief ich in bestimmtem Tone.

„Es wird nicht gehen," war die verlegene, schüchterne Antwort der Leute.

Aber ich muß ja heim! Der schöne Weihnachtsgottesdienst mit zweihundert strahlenden Kindergesichtern beim Lichterbaum — und mein armes junges Weib, das daheim ängstlich nach der Uhr und nach der kommenden Dunkelheit ausschaut! Ich muß heim!

„Leute! Habt ihr nicht ein tüchtiges Pferd, auf dem sich reiten ließe?"

„Reiten? Ein Pastor kann doch nicht reiten?" lachten alle, „so was ist hier unerhört!"

„Einerlei! Es muß einmal zum ersten Mal sein! Schnell, satteln Sie mir Ihr bestes Pferd, derweil taufe ich dort

das Kindlein, trinke eine Tasse Kaffee und reite dann heim. Das Pferd wird mit meinen Pferden in meinem Stall versorgt werden, bis Ihr es in den nächsten Tagen holt."

Alles Einreden half nichts und achselzuckend über den „tollen Pastor" ging man das Pferd satteln.

Es war drei Uhr vorüber, als ich aufstieg; den Talar band man vor mir auf dem Sattel fest, weil ich ihn im Gottesdienst brauchen würde, während die Abendmahlsgeräte da blieben, bis man die Pferde holen würde.

Mein Tier war ein starker, schwarzer Hengst, der jetzt in arbeitsstiller Zeit vielleicht schon drei Wochen nicht aus dem Stall gekommen war. Wie ich fest saß, man die Zügel frei gab und rings die Hunde ihn bellend umsprangen, bäumte er sich hoch auf und setzte sich dann mit gewaltigen wilden Sprüngen in rasende Karriere.

Hinter mir schrie noch jemand: — ich aber hörte nichts mehr, hatte ich doch alle Kraft aufzubieten, um Herr zu bleiben, und was hätten die Leute gesagt, wenn der Pastor jetzt noch gefallen wäre. Der Weg war schwer und ich wußte, daß der Hengst bald von selbst nachgeben würde — so ließ ich ihn denn dahinrasen, wie er wollte. Vor dem Dorf draußen, wo er plötzlich stehen bleiben und sich bäumen wollte, trieb ich ihn aufs neue an und sprengte, solang es noch hell war, mit verhängten Zügeln dahin.

Jetzt wurde aber der Weg weicher, weil er die alte feste Steppenwiese verließ und durch Ackerfelder ging, und mein schaumbedeckter Gaul mußte prustend und schnaufend Schritt gehen. Und das fiel ihm sogar schwer, denn hier sank er bei jedem Tritt bis an die Fessel (Fußgelenk) ein.

Das ist Weihnachtsabend! Schon senkt sich die Dämmerung, die uns Kindern mit festlichem, geheimnis-

reichem Schauer des Weihnachtsengels weiter Fittig schien, nieder auf die Steppe und ich bin noch fern vom Ziel. Allein, so weit das spähende Auge reicht, auf dampfendem, keuchenden Roß! Wenn das aber meine Herren Amtsbrüder sehen würden, mit denen ich in der Residenz an der Newa so manches schöne gesegnete Stündchen verbracht! Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Das ist des Steppenpastors Weihnachtsabend!

„Vorwärts, Rapp'! Was bleibst du stehen und spitzt das Ohr?"

Es ist doch nichts zu sehen? Wölfe giebt's hier kaum zu fürchten, da der Steppenwolf mehr Angst vor dem Menschen hat als dieser vor ihm.

Nein, eine kleine Schleiereule schlägt dort rechts vor uns mit den Flügeln. Wohl um sich zu erwärmen, mir wenigstens ist trotz des heftigen Rittes bitterkalt; nur der Rappe schwitzt beim schweren Schreiten.

Ueber die Hälfte des Weges muß jetzt schon hinter mir sein, aber es dunkelt auch heftiger: nur etwa zwei bis drei Faden weit ist der Weg zu sehen.

Eben geht's steil bergab. Unten rauscht das Wässerlein, durch das wir heute Mittag fuhren. Nur nicht ängstlich, mein braves Tier, es ist nicht tief; kaum bis an die Kniee!

Nein, er will nicht. Er dreht sich ab — ich reiße ihn herum; er möchte sich bäumen, aber ist schon zu müde. Alles Antreiben ist umsonst — eine Peitsche vergaß ich mitzunehmen — und ohne Knute, scheint es, kommt man in Rußlands Steppe nicht weit! Ich klopfe ihm den triefenden Hals, ich schlage ihm die Flanken mit den Schenkeln, ich rucke an den Zügeln, ich bringe mit Zunge und Lippen

alle möglichen Töne hervor — alles umsonst! Aber ich kann doch jetzt nicht umkehren oder hierbleiben!

Es hilft nichts, ich springe ab, fasse die Zügel dicht am Gebiß und schreite hinein ins eiskalte Wasser, um ihn mir nachzuziehen. Jetzt ist er mit der Arbeitsteilung einverstanden und folgt bedächtig! Auf der anderen Seite schwinge ich mich schaudernd vor Kälte hinauf und sprenge weiter, bald Galopp, bald Trab, bald Schritt.

Rabenschwarz schläft rings die Nacht. Man muß in solchen Nächten auf der südrussischen Steppe gewesen sein, um zu wissen, was egyptische Finsternis heißt. Wahrscheinlich liegt das hier an der Luft; wenigstens habe ich in Regennächten des baltischen Herbstes nie solche Dunkelheit erlebt, wie hier. Dasselbe bekannten mir auch meine esthnischen Kutscher, die später in Südrußland bei mir dienten.

Wenn ich nur den Weg nicht verfehle, denn sehen kann ich außer dem Kopf des Rosses buchstäblich nichts: es ist als läge einem ein schwarzwollenes Tuch auf den Augen und von dem angestrengten Sehen, womit man die Finsternis vor sich ergründen möchte, thun einem die Augen weh. Wenn ich um ein wenig vom Wege abirre, kann ich zehn Faden vom Dorf vorüberreiten und die Nacht auf der Steppe zubringen. Was würde dann zu Hause sein? Der alte liebe Küster käme zuerst in die peinlichste Not. Um vier Uhr müßte mit der großen Glocke zum erstenmal geläutet werden, um halb fünf zum zweitenmal mit der kleineren, bis dann zum Anfang des Gottesdienstes beide geläutet werden. Ein Streichhölzchen flammt auf und zeigt mir, daß die Uhr schon um zwanzig Minuten vor fünf ist! Was fang ich an? Der Küster sucht gewiß eben mit Herzklopfen zum Gottesdienst eine Predigt aus

seinen alten Postillen und da keine zum Kindergottesdienst paßt, schiebt er verzweifelt seine Hornbrille höher und immer höher die kahle Stirn hinan! Vor der Kirchenthür stehen frierend die Schulkinder und flüstern miteinander: „der Pastor ist noch nicht zurück". Die Alten gehen würdig an ihre gewohnten Plätze in der Kirche, rechts die Männer, links die Frauen, und eine bange Erwartung bewegt sie alle, diese stillen, gefaßten Leute, denn sie wissen es alle: der Pastor ist noch nicht zurück. Und im Pastorat, das hinter der Akazienhecke unter schlanken Eschen steht, lehnt mein armes junges Weib am Fenster und kämpft mit den Thränen; des Küsters Magd hat eben noch gesagt: es sei zu spät und zu dunkel, der Pastor könne gar nicht mehr kommen. Das erste Weihnachtsfest in der Ehe, in der Ferne, in der Steppe! O wie war Weihnachten in Esthland doch so anders! Wie glänzend reiht sich in der Erinnerung aus der Kinderzeit ein helles Fest ans andere! Voriges Jahr noch, als Braut, wie lieb und traut war's nicht gewesen im Elternhause, den Geliebten neben sich, den strahlenden Baum vor sich, rings alle die Lieben — und jetzt! Kalte, unwirtliche Ferne, böse, öde Steppe, und allein, allein! Wer weiß, was noch geschehen! Vielleicht irrt der Mann frierend, hilflos in der Steppe umher!

Vorwärts Rapp'! Was denkst du! Vorwärts doch!

Wieviel Gedanken und Sehnen, vielleicht auch Beten mischte sich wohl eben und drängte sich zusammen in die eine kleine Augenblickssorge, daß ich nur heimkäme. Wirklich stolz könnte man werden trotz der hilflosen Lage und der elenden Situation, daß man so vielen etwas war!

Noch ein Zündhölzchen flammt auf; ich beuge mich herab, und fahre zusammen: unter meines Pferdes Hufen

ist kein schwarzer Weg, sondern das abgestorbene Gras der Weidesteppe! Also verirrt! Was thun?

Ich halte still und der Rapp' hebt den Kopf und so spähen wir beide ein paar Sekunden lang hinaus in die schwarze Nacht.

Da — was ist das? Vielleicht hundert Faden rechts von mir klingt deutlich Glockenton! Weit und breit giebt's keine andere Kirche als unsere, das muß unsere Glocke sein. Richtig, es ist die kleinere, ich hör's am höheren, scharfen Klang! O, da hab' ich „in dem Klange wohl mehr als Klang gehört!"

Herum, Rapp'! und vorwärts!

Eine Viertelstunde später stand ich im hell erleuchteten Gotteshause, das bis auf den letzten Platz besetzt war, — und erzählte den Kindern, klein und groß, alt und jung, von der Weihnachtsglocken Macht! Was diese Weihnachtsglocke für Klang hat an dem Sterbebette, von dem ich kam, wie sie mich zurecht gewiesen in der Steppennacht und wie sie hineinklingen muß in jede Verirrung, in jede Nacht, in jedes Leid!

Abends aber, als die beschenkten Schulkinder alle glücklich weggezogen waren, die frostigen Händchen über ihren Päckchen und Säckelchen gefaltet und diese so auf der Brust festgehalten, saß ich mit meinem Weib am kleinen Wachholderbäumchen, unter dem der noch ungeöffnete, auch erst abends eingetroffene Packen aus der Heimat lag und feierten glücklich unser erstes Weihnachtsfest in der Fremde und sprachen von dem

Weihnachtsritt in der Steppe!

Verlag von Georg Böhme Nachf. **E. Angleich,** Leipzig.

Werke von **Ernst Schrill:**

Ein Fahrenhöft. Erzählung. 4,50, geb. 5,50.

Ich bin innerlichst davon überzeugt, daß dieses gelungene, ebenso ernste wie launige, tiefe und durchsichtige Werk seinen Weg durch die litterarische Welt machen und einen großen Leserkreis für sich gewinnen wird. In wahrhaft plastischen und packenden Bildern und Gestalten wird das deutsche Leben in Rußland vorgeführt; dazu kommt die ergreifende Schilderung des abschreckenden nihilistischen Treibens, die fesselnde Beschreibung der deutschen Kolonien, des eigenartigen Charakters der Ostseeprovinzialen, und endlich der tiefe Gegensatz naturalistischer und gesund christlicher Weltanschauung. Der größte Vorzug des Romans ist vielleicht der, daß der Held kein von vornherein fertiger, imponierender Mensch ist, sondern daß man ihn werden und sich entwickeln sieht, ein flüssiges Metall, das allmählich erst vor den Augen des Lesers zu fester Kristallisation gelangt. Die einzelnen Haupt- und Nebenfiguren sind nicht Phantasiegestalten, sie haben vielmehr alle Fleisch und Blut, sind aus dem Leben gegriffen.
(Prof. v. Oettingen.)

Zweimal gestorben. Erzählung aus dem russischen Leben. 3,50, geb. 4,50.

..... Aus diesen kurzen Andeutungen dürfte schon hervorgehen, daß das Buch weit mehr bietet, als den flüchtigen Genuß, welchen selbst die bessere belletristische Litteratur meist nur zu bieten pflegt. (Reichsbote.)

Sein Erbe. Roman aus dem russischen Leben. 5,—, geb. 6,—.

Auch diese Erzählung spielt wieder in der Gegenwart und in Südrußland und führt in der bekannten Weise des Verfassers in die fernen und fremden politischen, kirchlichen und sozialen Verhältnisse so anschaulich ein, daß sie einem beim Lesen näher gerückt und verständlicher werden. Auch hier ist abermals die Einführung in diese Verhältnisse nicht etwa die Hauptsache und die Geschichte selbst nur Staffage, — sondern der Körper der Erzählung ist durchaus höheren künstlerischen und ästhetischen Anforderungen entsprechend. Hochtragische Konflikte und geschickte Lösung derselben, feine tief ergreifenden Charakterschilderungen, wohlgetroffene, naturfrische Landschaftsbilder u. a. m. heben das Buch weit über das Gros der meisten anderen auf dem Roman-Markte hinaus. Ich empfehle es zur Familienlektüre und verspreche einen hohen und edlen Genuß. (Theolog. Litt.-Bericht.)

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

W 6146.

Est.
A-10459
9481